Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Aus drei Kaiserzeiten.

Von

George Hesekiel.

Dritte Abtheilung.

In Kaiser Joseph's Tagen.

I.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

In Kaiser Joseph's Tagen.

Von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Aus drei Kaiserzeiten.

Inhalt des ersten Bandes der dritten Abtheilung.

			Seite
I.	Capitel:	Zwei alte Freunde finden sich	3
II.	„	Sie kommen nach Talbietla-Schloß . . .	39
III.	„	Die Salvoral feiern ihr Herbstfest . . .	79
IV.	„	Seltsame Geschichten	121
V.	„	Wie die Verschwörung von Talbietla ausging	163

I.

Zwei alte Freunde finden sich.

„Nicht unter Gleichen ist die Freundschaft, noch Ungleichen,
Nur zwischen Aehnlichen, die sich Verschiednes reichen.“

(Rückert.)

Erstes Kapitel.

Zwei alte Freunde finden sich.

Eine der angenehmsten Wohnungen in dem schönen fürstlich Salvoral'schen Renaissance-Palais auf der Prager Altstadt war die, welche sich der Magister Bodinus im zweiten Gestock, nach dem Garten zu, selbst eingerichtet hatte und vom Jahre 1760 an bis in dieses Jahrhundert hinein bewohnte. Dieselbe bestand, außer einem sehr einfachen Vorsaal, an welchen zur rechten Hand eine Bedientenstube stieß, nur aus drei Zimmern nebeneinander, machte aber auf jedes kundige Auge sofort den Eindruck wirklichen Behagens und angenehmer Wohnlichkeit.

Von dem Vorsaal aus trat man durch die große

Flügelthür in ein durch zwei Fenster erhelltes Gemach, welches durchaus glatt und sauber war, so blank und so glatt, als brauner Lack, mit welchem die Wände in chinesischer Manier überzogen waren, irgend machen kann; zu den lackirten Wänden paßte der glänzend gewichste Fußboden, wie die in bunter Muschelmosaik gemalte Decke. An seidenen Bandschleifen waren an den lackirten Wänden mehrere Gemälde, meist Scenen aus Ovids Verwandlungen darstellend, in ovalrunden Goldrahmen also aufgehängt, daß jeder Schilderei das möglichst beste Licht zu Theil wurde. Ein feiner Kunstsinn gab sich in dieser Anordnung kund. Sonst war die Einrichtung dieses Gemachs eigentlich sehr einfach; eine breite Polsterbank mit gelben Sammetkissen belegt, lief unter den Fenstern hin, die braunlackirten Tische trugen meist Platten, eingelegt mit zierlicher Holzmosaik, die krummbeinigen Stühle, runde Sitze und runde Rücklehnen, die ebenfalls mit gelbem Sammet bezogen waren.

Wer in der Mitte dieses Gemachs unter dem, vier verschlungene Drachen dastellenden Kronleuchter stand, blickte durch zwei offene Thüren rechts in ein Schlafgemach, links in ein Bibliothek-Zimmer.

In dem Schlafgemach stand, gerade der Thür gegenüber, mitten im Raume, ein zeltmäßig arrangirtes Himmelbett, auf dessen Spitze ein großer Federbusch sich blähete, die Vorhänge von etwas verblichener gelblicher Seide hingen lang und schwer bis zum Fußboden herab. Vor diesem prächtigen Himmelbett, denn es war prächtig, trotz seines sichtlich hohen Alters, standen zwei niedrige Tabourets; links daneben eine altmodische Toilette, rechts eine Kommode, auf welcher im dunkeln Rahmen ein großes Bild aufgestellt war. Es war das Portrait einer ältlichen Dame, deren Züge aber immer noch viel Anmuth zeigten. Vor dem Bilde standen auf der Kommode allerlei Gegenstände, wie sie Damen zu benutzen pflegen, als: ein Körbchen, ein Kissen, um Schmucknadeln darauf zu stecken, ein Paar zierliche Schuhe von weißem Atlas, ein Täschchen von rothem Leder, ein Krystall-Flacon und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Offenbar hatten alle diese Dinge eine Beziehung zu dem Portrait der Dame; sie hatte sich jedenfalls derselben im Leben bedient, es waren Reliquien, welche der jetzige Besitzer sichtlich in hohen Ehren hielt.

Von dem gegenüber liegenden Bibliothek-Zimmer

konnte man nicht viel mehr sehen, als daß alle Wände ringsum mit wohlgefüllten Bücherborden versetzt waren, welche indessen nicht ganz bis an die Decke reichten, sondern Raum ließen für eine Anzahl von Büsten lateinischer und französischer Dichter, die so ihre Werke zu bewachen schienen, welche zwischen ihnen und unter ihnen angehäuft waren. Trat man ein, so hatte man mitten in dem eigentlich sehr räumlichen Gemach einen großen Schreibtisch vor sich, der aber dem Eintretenden durch ein fast mannshohes Bücherbord verdeckt wurde, hinter diesem Schreibtisch stand ein zweiter, der noch größer war, aber sichtlich nicht zum Schreiben diente, denn er war mit Büchern und Aktenbündeln, namentlich aber mit Pergamenten, an denen große Siegelkapseln hingen, hoch bedeckt, während auf dem vordern Tisch elegante Schreibgeräthe in einer gewissen Ordnung aufgestellt waren. Man sah in dem ganzen Gemach eigentlich nur Bücher, nichts als Bücher, die meist sauber eingebunden und in musterhafter Ordnung waren. Die Deckplatte eines kleinen Schrankes allein trug eine Sammlung alterthümlicher Gläser, ein paar merkwürdige Thongefäße und einige silberne Becher. Trotz der Enge und Winkeligkeit mußte die-

ses Gemach gerade auf Gelehrte und Bücherliebhaber einen sehr anheimelnden Eindruck machen. Es herrschte ein mildes Licht darin, denn die Fensternischen, in denen bequeme, mit schwarzem Leder beschlagene Lehnstühle standen, waren durch Vorhänge zum Theil gedeckt.

Der Inhaber dieser Wohnung, Magister Bodinus, verläßt eben mit raschem Schritt die Bibliothek nnd geht quer durch das lackirte Zimmer, um die offene Thür des Schlafgemachs zu schließen. Es ist eine fast kleine, kaum mittelgroße Gestalt; das Gesicht des Magisters ist ebenfalls klein und würde, da es sehr wohlgenärt ist und eine sehr gesunde rothe Farbe hat, herzlich unbedeutend aussehen, wenn es nicht durch zwei große schwarze Augen, die lebhaft funkelten unter den buschigen Brauen, einen höchst fesselnden Ausdruck gewonnen hätte. Magister Bodinus war kein Jüngling mehr, ein starker Fünfziger bereits, aber er trug sich beinahe wie ein Stutzer nach der neuesten Pariser Mode. Das durchaus gepuderte Haar ist zierlich frisirt, mit der Lockenrolle über dem Ohr und dem seidenen Haarbeutel im Nacken, in welchem das lange Haar des Hinterhauptes versteckt. Die weiße

seidene Weste hat schon keine Schöße mehr, sie ist weit ausgeschnitten, um dem mächtigen gefälteten Busenstreifen Raum zu lassen und der — linken Hand, denn es galt damals für eine elegante Haltung, die linke Hand in die Weste zu schieben. Der Rock von veilchenblauem Sammet ähnelt, vorn weit offen und an den Schößen stark beschnitten, bereits dem Frack; das sehr enge Beinkleid von gelbem Sammt reicht bis über's Knie, ist unten aufgeschnitten und dann zugeknöpft, dadurch ist mit der Enge die möglichste Bequemlichkeit verbunden. Die seidenen Strümpfe sind gestreift, die feinen Schuhe mit goldenen Schnallen versehen; Beinkleid, Strümpfe und Schuhe wirken zusammen, um die Schönheit des Beines hervorzuheben.

Es ist vielmehr Berechnung in der Kleidung sowohl, wie in den Bewegungen des Magisters Bodinus, als unsere formlose Zeit dem Manne gestattet; man würde den Mann heut zu Tage verächtlich einen Gecken nennen, damals nannte man ihn anerkennend einen wohlgekleideten Mann, einen Mann von Geschmack.

Magister Bodinus rückte den Degen mit brillantirtem Stahlgefäß, der in weißer Scheide an seiner

Seite hing, zurecht, dann schob er die linke Hand in den Busen und stand nun, Hacken an Hacken, das linke Knie ein wenig gebeugt, in ganz untadeliger Position. Er blickte mit sichtlicher Neugierde nach der Thür und sprach leise vor sich hin: „Wer wird das sein? Der von Schleinitz ist's nicht, der hätte sich nicht erst so geheimnißvoll anmelden lassen!"

Einen Augenblick neigte der Magister sein Haupt, er lauschte, denn er vernahm langsame und etwas schwere Schritte draußen, aber rasch richtete er sein Haupt stolz wieder auf, denn die Thüre öffnete sich.

Der Eintretende, hinter welchem der Diener die Thür schloß, blieb dicht an der Schwelle stehen und betrachtete mit forschenden Blicken den Magister, der ihm mit zierlichem Schritt entgegenkam, aber nach einer ersten sehr anmuthigen Verbeugung doch stutzend stehen blieb, als er wirklich einen ihm völlig fremden Herrn sah.

Der Fremde war eine große, wohlbeleibte Gestalt mit vollem rothen Angesicht und stattlichen Kinn, der mit lachenden Augen herblickte, um dessen üppige Lippen es unaufhörlich zuckte wie Spott und Laune, der aber kein Wort sprach, sondern auf den goldenen Knauf seines hohen Rohr's gestützt, behaglich ruhend stehen blieb.

Uebrigens war dieser seltsame Besuch sehr einfach und im Vergleich mit dem Magister auch sehr altmodisch gekleidet. Seine schwarze seidene Weste hatte noch Schöße, Beinkleider und Strümpfe waren von schwarzer Seide und der Rock hatte noch weite Aermel und breite Aufschläge, auch war er noch nicht frackartig beschnitten. Das Alles hatte der Magister mit einem Blick übersehen; die kleine wohlgekräuselte und gepuderte Stutz-Perrücke ließ ihn einen Augenblick glauben, daß es ein Geistlicher sei, der ihn besuche, aber der Herr trug einen prachtvollen Degen und einen dreieckigen Hut mit schmaler, weißer Plumage, es konnte also kein Geistlicher sein. Der Magister bemerkte auch wohl, daß sein Gast eine Ordensdecoration um den Hals trug, leider konnte er Form und Farbe derselben nicht genauer erkennen, sonst hätte er leichtes Spiel gehabt, da ihm keine Ordensdecoration fremd war.

„Vielleicht erkennen Sie mich an der Stimme, mein alter Freund,“ begann der Fremde endlich und lachte ziemlich laut dazu, „ich hätte Sie an Ihren schwarzen Augen sofort erkannt, lieber Bodinus, Sie haben sich überhaupt doch nicht so verändert, wie ich, nun, wer bin ich?“

„Ich bitte um Verzeihung," rief der Magister mit steigender Verlegenheit, „die Stimme klingt mir bekannt, allerdings aber, aber —"

„Aber Sie kennen mich doch nicht," lachte der Fremde, „nun, ich will Sie nicht länger in Verlegenheit setzen, mein Alter, ich bin Graf Leopold Pius von Firmian!"

„Firmian?" schrie der Magister in seiner Ueberraschung laut auf und zeigte beinahe Schrecken, „Firmian, der Domherr von Firmian?"

„Ja, mein lieber Bodinus," fuhr der Domherr lachend fort, „ich bin jener Firmian, der einst ein so hübsches glattes Mädchengesicht hatte, daß er's erst auf allerlei Weise darthun mußte, daß er ein Mann; ich bin jener Firmian, der vor nunmehr dreißig Jahren Ihnen ein schlimmer Nebenbuhler wurde im Kaiser Carls-Bade, wissen Sie noch? Doch umarmen wir uns zunächst!"

Die Männer, die sich seit dreißig Jahren nicht gesehen, umarmten sich herzlich und nahmen neben einander Platz auf der Polsterbank unter den Fenstern.

Jetzt sahen Beide sich ganz anders an, als noch kurz zuvor; sie lächelten, ja, aber es war dabei doch

eine eigenthümliche Wehmuth in ihren Zügen bemerklich; das Lächeln galt dem Wiedersehen, die Wehmuth der Erinnerung an die dahingeschwundene Jugend.

„Zunächst," begann der Domherr, welcher zuerst die Laune wiederfand, „muß ich mich bei Ihnen entschuldigen, daß ich vor etlichen zwanzig Jahren Ihre Briefe nicht beantwortet habe; verzeihen Sie, es war Unrecht von mir, aber im Anfang hatte ich die Absicht, hieher zu kommen, Sie abzuholen und mit Ihnen unsern alten guten Schleinitz in Sachsen zu besuchen, und nachher schämte ich mich. Es geht ja so, aber Ihrer gedacht habe ich oft und mich immer gefreut, wenn ich von böhmischen Cavalieren Nachrichten über Sie einziehen konnte. Sie wissen, daß ich fünfzehn Jahre in Madrid war und dann zehn Jahre in Würzburg den Minister gespielt habe! Uebrigens habe ich mir Alles, was Sie geschrieben, angeschafft und auch gelesen, so weit mein Verständniß reichte. Sie sehen, daß ich Ihnen zwar, durch meine Schuld, im Lauf der Jahre fremd geworden bin, daß Sie mir aber immer geistig nahe gewesen sind!"

„Sie sind sehr freundlich," entgegnete der Magister, „aber auch Sie sind in diesem Hause kein Fremder;

so lange meine unvergeßliche Wohlthäterin, die hochselige Frau Fürstin noch lebte, ist oft von Ihnen die Rede gewesen und neulich noch erinnerte die Frau Prinzessin an Sie und mein greiser fürstlicher Herr entsann sich auch noch recht wohl des schönen Domherrn!"

„Ja, ja, Freund," lächelte Graf Firmian doch etwas geschmeichelt, „der schöne Domherr hat ein gutes Andenken hinterlassen, das wird dem alten wohlbeleibten und abgesetzten Minister nicht eben zum Vortheil gereichen. Aber von mir nachher, jetzt müssen Sie mir erst in Kürze mittheilen, wie die Verhältnisse hier sind; ich bin gestern Abend angekommen, wohne im „goldenen Engel," habe noch Niemanden gesehen und denke längere Zeit hier zu bleiben. Ich weiß von Ihnen eigentlich nur, daß Sie eine schnellere und solidere Carriere als ich gemacht haben, denn ich erfuhr, daß Sie so zu sagen, Premier-Minister des fürstlich Salvoral'schen Hauses geworden sind und daß Sie diese hohe Stellung heute noch inne haben, während ich meinen Minister-Posten viel später erreichte und ihn heute schon längst wieder verloren habe!"

Der Magister verbeugte sich leicht, aber man sah ihm an, daß die Vergleichung, welche Graf Firmian

aufstellte, seinen vollen Beifall hatte; überhaupt saßen die beiden Männer einander gegenüber so recht als Typen der höhern deutschen Gesellschaft in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts. Diese glatten Gesichter wissen nichts von einer großen Leidenschaft, es ist eine Selbstzufriedenheit, ja eine Selbstgefälligkeit darin, die ganz unerträglich sein würde; wenn sie nicht so ganz harmlos aufträte. Die höhere Gesellschaft hat sich zu jener Zeit in feste Formen hineingelebt, großen Gedanken abgeneigt, führt sie ein ebenso gemächliches, als kleinliches Dasein, sie ist meist brav und tüchtig, vorzugsweise wohlwollend und menschenfreundlich, aber sie ist das Alles im kleinsten, engsten Kreise. Die gesellschaftlichen Formen, welche wir heute über alle Gebühr mißachten, wurden damals überschätzt, sie waren zur andern Natur geworden und wir sehen an dem Grafen Firmian sowohl, wie an dem Magister, daß dieser Gesellschaft ganz gewaltig wohl ist in der geschniegelten Kleidung, daß sie sich selbstgefällig in den gedrechselten Bewegungen zeigt, daß sie stolz ist auf die kurzen, knappen Schritte, mit denen sie auftritt. Freiheit im Zwang, das war der Charakter der höhern deutschen Gesellschaft bis die Revolution ihre Einflüsse

geltend machte: sich frei zu zeigen in Fesseln war damals der Triumph der feinen Bildung. Diese Formen, in denen die Gesellschaft lebte, waren so fest, daß es wirklich der brutalen Riesenfaust der Revolution bedurfte, um sie zu zerschmettern, lange und gewaltige Stürme mußten kommen, um diese zierlichen Frisuren zu zerstören und um den leichten Puder aus den Haaren zu wehen, und als die Formen zertrümmert, als die Frisuren zerstört und der Puder verweht war, was war da gewonnen? Nichts! — die Gesellschaft war in das entgegengesetzte Extrem, sie war aus der Verkünstelung in die Barbarei der Formlosigkeit, in die manierirte Einfachheit und Nüchternheit gefallen, aus der sie sich jetzt, nach länger als einem halben Jahrhundert noch nicht hat wieder erheben können. Wahrlich, unsere Gesellschaft mit ihren Lackstiefelchen und langen Beinkleidern, mit ihren runden Hüten und der albernen Monotonie des schwarzen Fracks, mit ihrer ängstlichen Verläugnung alles subjectiven Geschmacks in der Kleidung, mit der peinlichen Vermeidung jedes Schmucks und jeder Pracht, die man als weibisch den Frauen ganz allein zugewiesen, sie hat eigentlich nicht das geringste Recht sich hochmüthig zu Gericht zu setzen

über die steifen Formen und die überzierliche Kleidung unserer Väter. Das dürfte sie nur, wenn sie zu wirklich einfach edeln Formen, zu geschmackvoller Kleidung sich erhoben hätte; das eine Extrem aber hat kein Recht das andere zu verachten. Seltsamer Weise ging die Reaction gegen die überzierlichen Formen und Costumes der Gesellschaft damals von Berlin aus und es war der militärische Ton und das einfache preußische Soldatenkleid, welche die erste Bresche legten; Kaiser Joseph aber bemächtigte sich auch dieser Waffe zu seinen Plänen und so sehen wir auf dem Boden der Gesellschaft die Uniform der Revolution vorarbeiten, gegen die man später wieder in der Uniform das einzige Mittel sah, ein Mittel freilich was uns sehr problematisch dünken will, wenn es nicht durch den Geist unterstützt wird.

„Sie wissen, mein lieber Bodinus," sprach Graf Firmian langsam, indem er mit den beringten Fingern eine Dose öffnete, deren Deckel mit dem Bilde einer schönen Frau geschmückt war, und sie anbot, „Sie wissen, daß ich ein alter Freund dieses Hauses bin, es versteht sich von selbst, daß ich keine Indiscretionen verlange, aber sagen Sie mir von den lieben

Salverals, was Sie einem Freunde irgend sagen können!"

„Herr Graf," entgegnete der Magister, die Prise zierlich zwischen den Fingern haltend, „es wird mir eine Freude sein, Ihren Wünschen nachzukommen, doch wo und mit wem anfangen?"

„Fangen Sie mit sich an," erwiederte der Domherr lächelnd, „wenn Ihr Respekt vor dem fürstlichen Hause das zuläßt!"

Der Magister verneigte sich leicht und begann dann: „Es sind nicht immer die Vornehmsten, welche vorangehen; Sie erinnern sich gewiß des alten geistlichen Herrn, welcher in Carlsbad mit der seligen Frau Fürstin war!"

„Ah! gewiß, Pater Lattermann!" warf der Graf ein, „der alte würdige Herr examinirte mich eines Tages ziemlich scharf über die Geschichte meiner Familie, und ich fürchte, daß er nur mäßig zufrieden mit meinen Antworten war. Sie aber, mein lieber Bodinus, standen in großer Gunst bei ihm!"

„Ich hatte das Glück, diesem würdigen Manne zu gefallen," versetzte Bodinus, „er war es, welcher mich einlud, der fürstlichen Familie hierher zu folgen

und ihn bei einigen umfangreichen archivalischen Arbeiten zu unterstützen. Mein Vater gab leicht die Erlaubniß, denn die selige Fürstin war seine Schülerin gewesen und unsere Familie überhaupt dem Hause der Dubocq zum Festenstein, aus welchem die Fürstin stammte, seit alten Zeiten befreundet."

„Sogar verwandt durch Margaretha Bodina," fiel Graf Firmian lebhaft ein, „Sie sehen, ich habe ihre Erzählung auf dem Engelhaus nicht vergessen!"

„Ich bewundere das Gedächtniß des Herrn Grafen!" bemerkte Bodinus verbindlich.

Der Graf lächelte geschmeichelt und bat um Fortsetzung.

„Nun", fuhr der Magister fort, „ich arbeitete hier unter Pater Lattermann, der die Geschäfte des fürstlichen Hauses leitete; ich gewann mehr und mehr Interesse für diese Art von Thätigkeit, wurde einige Male mit nicht ganz unbedeutenden Aufträgen nach Wien gesendet und hatte das Glück, dort zu reussiren. Die Anerkennung, die ich dafür bei dem Herren Fürsten fand, spornte meinen Eifer, die Gunst, welche mir meine unvergeßliche Wohlthäterin, die Frau Fürstin schenkte, verpflichtete und fesselte mich, kurz, ich blieb

Jahr auf Jahr und als mein theurer Lehrer und Freund, der mir nicht nur die Pforten dieses Hauses, sondern auch die der heiligen Kirche geöffnet hat, im Jahre 1758 hochbetagt starb, da vermochte ich nicht nein zu sagen, als mich der Fürst zum Generalbevollmächtigten seines Hauses ernannte!"

„So wurden Sie also an Pater Lattermann's Stelle erster Minister des Hauses Salvoral!" sprach der Graf, als der Magister eine Pause machte, „doch reden wir nun auch von den Andern!"

„Der Fürst, mein gnädigster Herr," erzählte Bodinus weiter, „ist leiblich allerdings sehr schwach geworden, namentlich seit dem vor fünf Jahren erfolgten Tod der Frau Fürstin, mit welcher er so zu sagen eine Musterehe geführt hat. Die selige Frau Fürstin, Herr Graf, war eine seltene Dame, sie verstand es, denen, die sie liebte, das Leben zu schmücken, vorab dem Gemahl, der mir oft gestanden, daß er vor seiner Vermählung keine Ahnung von dem Glück gehabt, welches ein liebendes Weib zu schaffen vermöge. Aber die wohlthuende Sorge der fürstlichen Frau erstreckte sich auf alle ihre Umgebungen; wie hat sie sich zart bemüht, meine Ehescheu zu überwinden? Die

herrliche Frau wußte nicht, daß sie selbst die mächtigste Gegnerin ihrer Pläne in dieser Beziehung war, denn wo konnte ich eine Frau finden, welche mir nur annähernd das hätte bieten können, was sie ihrem Gemahl war! Endlich beruhigte sie sich bei dem Gedanken, daß das bescheidene Geschlecht der Bodin ebenso mit mir erlöschen werde, wie das erlauchte Geschlecht der Dubocq zum Festenstein mit ihr ausgehe, denn die Comtesse Helene, deren sich der Herr Graf gewiß auch noch erinnern werden, war unvermählt vor ihr gestorben."

„Sind die Güter von Festenstein wirklich an die Haugwitz gekommen?" fragte der Domherr, „ich erinnere mich, daß es damals so hieß, als die Verlobung der schönen Comtesse Helene rückgängig wurde!"

„Nein," erklärte der Magister, „die Angelegenheit war noch nicht zu Ende, als der junge Graf Haugwitz starb; man sagte, er sei wirklich vor Schmerz über die Lösung der Verbindung gestorben und ich glaube es fast, denn die Comtesse hatte ihm in der That eine beinahe rasende Leidenschaft eingeflößt. Die Güter blieben der Gräfin und sie hat, so lange sie lebte, mit ihren Schulden, und wie ich fürchte, öfter

sogar mit Dürftigkeit, wenn nicht mit wirklichem Mangel zu kämpfen gehabt; ihre gute Laune aber hat sie darum niemals verloren. Es war stets ein Fest für das Salvoral'sche Haus, wenn sie hier, oder im Sommer zu Talbietla, einen Besuch machte. Besonders wohlthätig war die Anwesenheit der Comtesse Helene, als mit der verwittweten Frau Prinzeß hier die Trauer einzog." —

Der Magister hielt einen Augenblick inne und sah den Grafen fragend an.

„Ich erinnere mich," erklärte dieser, „gehört zu haben, daß die Prinzeß frühzeitig Wittwe geworden ist und daß der Kaiser Franz ihren ältesten Sohn, als Besitzer der Reichsherrschaft Pendrecht, zum Grafen von Salvoral-Pendrecht ernannt hat, hat die Frau Prinzeß mehrere Kinder?"

„Nicht mehr," entgegnete der Magister traurig, „Ihro Durchlaucht sind etwas über sechs Jahre vermählt gewesen mit dem Baron Radstena von Rothengryf; auch sie hat, wie ihre selige Frau Mutter, eine glückliche Ehe geführt, aber das, was dieser höchstes Glück war, hat dem Sohne zum Nachtheil gereicht; der Baron von Rothengryf hatte sich zur Kirche zurück-

gewendet, durch Wandel und Beispiel seiner Gemahlin bewogen. Das aber gab nach schwedischen Gesetzen, entfernten Vettern, Ansprüche an das reiche Erbgut, und die katholische Nachkommenschaft des Barons verlor das Rothengryf'sche Erbe; nur die Reichsherrschaft Pendrecht ist dem Sohne, dem jetzigen Grafen Franz Adolf Pontus von Pendrecht-Salvoral, geblieben; doch das ist überwunden, auch die Leiden des großen Prozesses, und der Graf Pendrecht ist durch Substitution der alleinige Erbe seines Großoheims, des Herrn Fürsten, in allen Besitzungen des Hauses Salvoral-Podiebrad!"

„Und die Frau Prinzessin?" fragte der Domherr theilnehmend, „konnte eine kaiserliche Intercession bei der Krone Schweden nichts helfen?"

„Sie war vergeblich," entgegnete der Magister, „die schwedischen Reichsgesetze verbieten dort dem Katholiken nicht nur den Besitz von Majoraten, sondern jeden Besitz überhaupt. Die Wittwe kam hierher mit vier kleinen Kindern, die Theilnahme war groß überall, der Kaiserin Majestät schrieben einen eigenhändigen Trostbrief an sie, der Kaiser verlieh ihr den Titel einer Prinzessin von Pendrecht und bei dem

Herrn Fürsten und der Frau Fürstin hat sie wirkliche Vater- und Mutterliebe gefunden, den Gatten aber konnte ihr doch Niemand ersetzen. Dazu kam, daß die kleinen Mädchen, liebreizende Kinder, welche der fürstlichen Großmutter sehr ähnelten, rasch nach einander hinstarben. Das war eine schwere Zeit!"

„So lebt also nur der Graf Pendrecht-Salvoral noch, wie alt ist der? was ist es für eine Art von Mensch geworden?" fragte der Domherr lebhaft.

„Der Herr Graf Pendrecht ist jetzt einige zwanzig Jahre alt," entgegnete der Magister, „er ist mit Leib und Seele Soldat und ein eigenthümlicher junger Herr, mehr Character als Geist; er verehrt den Kaiser Joseph im höchsten Grade, noch mehr aber vielleicht noch den preußischen Friedrich und den schwedischen Carl XII., was denn öfter zum Wortwechsel mit dem Herrn Fürsten führt; denn so hinfällig mein greiser Herr auch leiblich ist, so lebhaft und geistig erregt ist er immer noch. Er bekämpft mit dem alten Feuereifer, den Sie an ihm kennen, aber auch mit sehr guten Gründen, die er ernsten Studien und reiflichem Nachdenken verdankt, viele der neuen Einrichtungen des Kaisers, namentlich die Verwaltungsmaßregeln,

für die man in Preußen das Vorbild gefunden hat, während Graf Franz Adolf stets auf Seiten des Kaisers und Friedrichs des Großen ist!"

„Das gefällt mir von dem jungen Herrn," meinte der Graf, „er hat sich nicht die schwächsten Bundesgenossen ausgesucht!"

„So werden wir in Ihnen einen Gegner mehr haben?" forschte der Magister.

„Einen Gegner mehr? wie verstehen Sie das?" fragte der Domherr.

„Nun," erwiederte Bodinus lächelnd, „hier im Hause ist ein unablässiger lebhafter Krieg: der Fürst, mein Herr und ich, wir sind für das Alte, aber seit dem Tode der Frau Fürstin haben wir unsere beste Bundesgenossin verloren und ziehen meist den Kürzern, wie ich eingestehen muß, gegen die Frau Prinzessin und den Herrn Grafen, die sich auf's lebhafteste für alle die neuen Einrichtungen des Kaisers interessiren."

„Auch die Frau Prinzeß ist für die großen Verbesserungen?" rief der Domherr lebhaft, „das freut mich!"

„Oh!" meinte der Magister fein, „Sie haben doch eigentlich keine Ursache auf diese Bundesgenossenschaft

einen besonderen Werth zu legen, denn Ihro der Frau Prinzessin Durchlaucht sind stehts der Ansicht des Herrn Sohnes; sie sieht in dem Sohn immer den geliebten Gatten, der übrigens, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, auch ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs war!"

„Aber Sie, mein lieber Bodinus," rief der Domherr, „Sie sind ein Gelehrter, ich respektire Ihr Wissen, denn ich habe die meisten Ihrer Schriften gelesen, Sie sollten ein Gegner der großen und heilsamen Einrichtungen sein, welche der große Friedrich in Preußen zuerst in Anwendung gebracht? welche die Zeit gebieterisch fordert? das kann ich gar nicht glauben. Ich verzeihe einem alten greisen Herrn, wie Ihrem Fürsten, den Widerstand, man muß Nachsicht üben gegen das Alter, aber Sie, es ist gar nicht möglich, Sie müssen der neuen Zeit und ihren Fortschritten gehören!"

„Verzeihen Sie, Herr Graf," antwortete der Magister lächelnd, „ich bin so unglücklich, mich zu ihren eifrigsten Gegner zählen zu müssen, obgleich ich eigentlich schuldlos daran bin. Sehen Sie, mein seliger Lehrer und Freund, der Pater Lattermann hat

mich zu Studien angeleitet, welche mich, unglücklicher Weise, zu einem festen Gegner von allen neuen Einrichtungen machen, welche mit einem Zerstören und Vernichten, bei Seite schieben und Ignoriren des Bestehenden und Vorhandenem beginnen. Meine Studien haben mich dahin geführt, nur das für wahre Staatsweisheit zu halten, was nichts zerstört, nichts bei Seite schiebt, nichts ignorirt, sondern Alles benutzt; für mich ist nur der ein wirklicher Staatsmann, der das Bestehende weiter bildet, es wieder auf rechte Bahnen leitet, wenn es sich verirrt hat, der weiter baut was vorhanden, ja, der mit sorglicher Hand selbst den Schutt des Zerfallenen sammelt und ihn zum Ausfüllen vorhandener Lücken, zur Ausgleichung von Unebenheiten benützt!"

„Das ist ein langsamer Weg, die Völker glücklich zu machen," meinte der Domherr, bedenklich den Kopf schüttelnd, „und die Völker glücklich zu machen, das ist doch die eigentliche Aufgabe gewissenhafter Regenten!"

„Gestatten Sie mir noch ein Wort, Herr Graf!" erwiederte der Magister Bodinus ernst, „ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der Regenten ist, ihre Völker glücklich zu machen, das kann auch ein Regent,

selbst der Mächtigste nicht, das kann nur Einer, aber ich bin auch gar nicht der Meinung, daß das Wohlsein eines Volkes auf den Formen seiner Regierung allein beruht; unter den besten Formen sind Völker elend gewesen, unter den elendesten andere glücklich, am wenigsten aber ist die Einführung von neuen und fremden Einrichtungen dazu geeignet, das Wohlbefinden der Völker zu erhöhen. Haben Sie nicht die Erfahrung gemacht, daß sich das Volk stets sträubt gegen neue Einrichtungen? Ich sage Ihnen, Herr Graf, dem Volke, welches sich gegen neue, fremde Einrichtungen nicht mehr sträubt, welches sie vielleicht nur darum, weil sie neu sind, mit Jubel begrüßt, dem ist überhaupt durch Institutionen nicht mehr zu helfen, denn ein solches Volk hat keinen Halt mehr und muß einen Zersetzungs-Prozeß durchmachen!"

„Gott bewahre mich!" rief der Domherr und suchte sichtlich nach einer leichtern Wendung, „was sind Sie für ein gewaltiger Staatsphilosoph geworden, mein lieber Bodinus? Sie verwerfen da kurzweg alle die, von der ganzen Welt als preiswürdig anerkannten Einrichtungen des großen Friedrich!"

„Verzeihung! ich verwerfe sie durchaus nicht,"

entgegnete der Magister eifrig, „im Gegentheil, ich berufe mich auf das Beispiel Friedrichs des Großen, denn dieser Monarch hat nicht fremde und neue Dinge bei sich eingeführt, sondern nur die vorhandenen Einrichtungen weiter gebildet, wenn auch wohl mitunter etwas gewaltsamer als nöthig und nützlich, dem Bestehenden einen neuen Geist eingehaucht und so seinen Staat groß gemacht und erhöht. Wenn man diesem Beispiel überall folgte, das führte zum Bessern, statt dessen aber zerstört man das Bestehende, wirft um, schafft ab und stellt auf den Trümmern dann ganz mechanisch die preußischen Einrichtungen auf, in der Hoffnung, daß die nun Wurzel schlagen, Knospen treiben und Früchte tragen werden! Es ist ja möglich, daß das kecke Experiment gelingt, aber bis es gelingt? und wenn es wirklich gelingt? was ist dann gewonnen?"

Man sah es dem Grafen an, daß er höchlich überrascht war, hier auf ein solches Raisonnement zu stoßen, es war ihm nicht angenehm; auch machte es eben keinen tiefen Eindruck auf ihn, er hatte sich viel zu fest in die Völkerbeglückungstheorien hineingelebt, die damals im Schwange gingen und selbst die hellsten

Köpfe und die edelsten Seelen einzunehmen vermocht hatten. Das allgemeine Wohlwollen jener Zeit, die Menschenliebe und Humanität, welche damals als Surrogate für die christliche Bruderliebe, die Herzen erfüllten, wollten die Menschen mit Gewalt frei und glücklich machen; man hatte die einfache Wahrheit verloren, daß sich so etwas nicht „machen“ läßt und darum überstürzte man sich in Experimenten, bis man endlich ganz folgerichtig bei jenem Experiment ankam, bei welchem die Guillotine als Werkzeug zur Glücklichmachung in Anwendung gebracht wurde. Revolutionäre Gesetzmacherei ist von der Guillotine Robespierre's, den Mitrailladen Bonaparte's und den Noyaden Carrier's nur in der Form, aber nicht im Wesen verschieden.

Der Graf hatte als Minister in Würzburg wahrscheinlich auch ganz wacker für die Volksbeglückung durch Einführung preußischer Einrichtungen gearbeitet, gewiß hatte er auch Widerstand gefunden, aber in seinem allgemeinen Wohlwollen für die Menschheit hatte er den Widerstand der einzelnen Menschen oder Corporationen gering geachtet, die Achseln gezuckt über deren Kurzsichtigkeit und tapfer weiter „beglückt.“

Gewiß war es so, denn einzelne Worte des Magisters trafen ihn sichtlich und es hätte eigentlich auch kaum anders sein können. Es geschah damals, was wir noch heut zu Tage fast überall sehen, nur geschah es damals in voller Naivität und meist auch aus wirklichem Wohlwollen heraus; überdem hatten unsere Väter nicht die Reihe trauriger Erfahrungen, durch welche unsere Volksbeglücker, von Oben und von Unten, sich warnen lassen sollten. Leider giebt die Geschichte ihre Lehren vergeblich und wenn unsere neueste Volksbeglückung noch nicht wieder bis zur heiligen Guillotine geführt hat, so hat sie dafür zur unumschränkten Herrschaft der heiligen Phrase geführt; die liberale Phrase aber ist schlimmer als die Guillotine, denn die Guillotine kann nur tödten, die liberale Phrase aber macht die Völker dumm und schlecht.

Graf Firmian schwankte eine ziemliche Weile, ob er die Vertheidigung der Neuerungen übernehmen solle oder nicht, dann brach er plötzlich das Gespräch ab; sei es, daß er die Ueberlegenheit des Magisters fürchtete, oder daß er sich nur von jenem Gefühl der Behaglichkeit leiten ließ, welches lieber leicht hinweggeht über Meinungsverschiedenheiten, als sie blos legt.

Darin war jene Zeit auch verschieden von der unsrigen, die gute Gesellschaft hielt politische Zänkereien eigentlich noch für schlechten Ton, man wußte, daß man durch Streit politische Gegner nicht gewinnt und die Toleranz, die man stets im Munde führte, übte man wenigstens im persönlichen Umgang noch, wenn man sich auch sonst aus purer Toleranz so intolerant als nur möglich zeigte.

Es war dem Domherrn geglückt, mit gesellschaftlicher Feinheit dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben und die beiden alten Freunde plauderten ganz harmlos von vergangenen Dingen, die sie lange vergessen hatten, die aber jetzt wieder auftauchten in ihrer Erinnerung. Da kam manch' guter Schwank zu Tage, den sie einst mit einander verübt, da wurde über mancher Mutter Kind gelacht, das jetzt längst begraben lag und von manchem kecken Gesellen gesprochen, der nun schon mit dem Kopfe wackelte; sie rühmten unter sich die Schönheit von Damen, die jetzt längst ihre Sparpfenninge auf die Toilette ihrer Enkelinnen verwendeten; kurz, die beiden Männer führten eine von jenen Unterhaltungen, in denen man sich so wohl gefällt, daß man an kein Ende denkt, in denen

man sich höchst ungern unterbrochen sieht. Deßhalb machte auch der Domherr ein ziemlich unwirsches Gesicht, als er plötzlich eine laute, starke Stimme vernahm, welche den Diener im Vorzimmer herrisch fragte: „Der Herr Magister auf seinem Zimmer?“

Man verstand die Antwort des Dieners nicht, der Magister aber erhub sich und sprach: „Sie werden den Herrn Grafen von Pendrecht und Salvoral kennen lernen!“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und fast barsch wurde gefragt: „Wann darf ich wieder kommen, Herr Magister, wenn ich jetzt störe?“

„Treten Sie gefälligst ein, Herr Graf!“ rief der Magister.

Der Sohn von Leopoldina Franziska trat mit raschem Schritt ein; es war ein junger Mann von ungewöhnlicher Größe, starkknochig und mager, mit einem langen, nicht eben angenehmen Gesicht, steiler Nase und dünnen Lippen. Die Kleidung des Grafen Pendrecht war keine Uniform, aber sie war ganz entschieden militärisch, er trug die glatt anliegenden weißen Lederbeinkleider in hohen Reiterstiefeln mit schweren Sporen, einen grünen Frack ohne Taschen, weiße

kurze Tuch-Weste und das blonde Haar in den militärischen Zopf gebunden. Hut und Stock hielt der Graf in auffallend großen und unschönen Händen. Der Degen, den damals jeder Mann vom Stande trug, fehlte; ein Zeichen, daß der Degen in den Augen der Gesellschaft bereits den Charakter der Waffe ganz verloren hatte und nur noch ein Prachtstück, ein Zubehör der Kleidung war.

Graf Pendrecht blickte den Gast des Magisters mit seinen großen, aber ziemlich ausdruckslosen Augen neugierig an, Bodinus trat einen Schritt vor, verneigte sich zierlich vor Jedem der beiden Herren und erklärte dann in sehr wohlgesetzten Worten, daß er die Ehre und Freude habe, den Herrn Grafen von Firmian und den Herrn Grafen von Pendrecht mit einander bekannt zu machen. Der Gegengruß des jungen Mannes war steif, seine Worte sparsam und nicht ganz glücklich, sie wurden ihm offenbar schwer, auch schien die Bezeichnung des Gastes als Domherr und ehemaliger Würzburgischer Minister eben keinen tiefen Eidruck auf den Erben der Salvorals zu machen.

Graf Firmian, der als ein feiner Weltmann das sofort sah, näherte sich dem jungen Manne etwas,

streckte seine Hand aus und sprach: „Geben Sie einem alten Freunde Ihres seligen Herrn Vaters die Hand, Herr Graf, ich hatte vor vielen Jahren die Freude, den Herrn Baron von Rothengryf kennen zu lernen! wahrlich! Sie erinnern mich sehr an ihn, ich glaube Sie sind noch etwas größer als er war!"

Durch diese Worte, vielleicht aber noch mehr durch die Art, wie er sie sagte, hatte Graf Firmian sofort den jungen Mann gewonnen, der ihm kräftig die Hand drückte und mit großem Stolz und fließender als sonst, erwiederte: „Ich freue mich, alter Freund meines seligen Vaters, sehr obligirt, Herr Graf, finden mich auch meinem Papa ähnlich, ganz Ansicht meiner Frau Mutter, sehr obligirt!"

Es entspann sich ein rasches Gespräch, Graf Firmian suchte alle seine Erinnerungeu an den Vater zusammen und wußte durch geschickte Redensarten manche sonst bedenkliche Lücke auszufüllen; der Sohn fragte kurz, stockend, abgebrochen, aber mit sichtlichem Eifer; Magister Bodinus lauschte diesem Gespräch mit vollkommener Befriedigung, es schien ihm ungemein lieb zu sein, daß der junge Graf so entschieden sich für den Domherrn eingenommen zeigte. Er

steigerte dieses Wohlwollen noch dadurch, indem er mit leichtem Spott anmerkte, daß der Domherr in dem Herrn Grafen einen ebenso eifrigen Verehrer des Kaisers Joseph und des großen Friedrich finden werde, als er selbst sei. Graf Firmian warf dem Magister einen Blick des Einverständnisses zu, denn er begriff sofort, daß seinem alten Freunde daran liege, ihn in ein freundliches Verhältniß zu dem jungen Herrn zu bringen. Nun, dieses gewünschte freundliche Verhältniß fand schon statt, denn mit einer Leichtigkeit, die sonst durchaus nicht in dem Wesen des jungen Mannes lag, erbot er sich, den Grafen Firmian selbst zu seiner Frau Mutter zu führen.

„Ich werde indessen die Ehre haben," sagte Bodinus förmlich, „dem Herrn Fürsten ihre Ankunft zu melden!"

„Ah," rief Graf Pendrecht sich plötzlich besinnend, „ganz vergessen, lieber Herr Magister, mit meinem Oheim wieder kleines rencontre, verstehen! Carl XII. der alte Herr sehr böse, bitte, machen Sie Versöhnung, lieber Herr Magister, ehe meine Frau Mutter davon hört, sie weint sonst wieder!"

Magister Bodinus verneigte sich zum Zeichen, daß

er diese Mission, die er offenbar nicht zum ersten Male übernahm, acceptire, Graf Pendrecht aber wendete sich an den Domherrn, halb entschuldigend: „Der Fürst, mein Großoheim, vortrefflicher Herr, aber alt, etwas wunderlich, Herr Magister Bodinus großer Günstling, allmächtig bei ihm, Günstling von uns Allen!"

Damit bot er dem Grafen Firmian seinen Arm!

II.

Sie kommen nach Talbietla-Schloß.

„Laß nur die Sorge sein,
Das giebt sich Alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.“
(Goethe.)

Zweites Capitel.

Sie kommen nach Talbiella-Schloß.

Von der großen Heerstraße ablenkend, rollte der ziemlich schwere, aber mit vier starken Rossen bespannte Wagen sanft auf dem ebenen Wege hin, der von ziemlich unregelmäßig stehenden einzelnen Waldbäumen beschattet war; denn offenbar waren diese Bäume nicht gepflanzt, sie standen da und man hatte sie weislich stehen lassen am Rande der Straße, als man den Forst roden ließ. Die schönen hohen Bäume machten einen sehr guten Eindruck, sie verliehen der wohlerhaltenen Straße einen malerischen Reiz, an welchem die sogenannten Kunststraßen einer spätern Zeit sehr arm sind.

In dem Wagen, welcher am frühen Morgen eines Sonnentages im halben Oktober in diesen Weg einlenkte, saß der Domherr Graf Firmian mit dem Magister Bodinus; sie hatten eine angenehme, wenn auch etwas kühle Morgenfahrt von Prag heraus gehabt, jetzt hatten sie die rothen Tuchmäntel, deren man sich damals besonders gern auf Reisen zu bedienen pflegte, zurückgeworfen und ließen sich behaglich von der Sonne bescheinen.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß die beiden Herren bereits öfter jenes Ausfluges gedacht hatten, den sie vor vielen Jahren gemeinschaftlich von Carlsbad aus, nach Engelhaus gemacht; damals saßen sie hoch zu Roß, heute fuhren sie bequem, sie fuhren aber nach dem Städtlein Talbietla, dem Hauptort der Salvoral'schen Majorats-Herrschaft dieses Namens, wo seit undenklichen Zeiten am 15. Oktober jedes Jahrs, der fürstliche Gebieter dem benachbarten Adel und anderen Freunden ein Fest zu geben pflegte. Der Domherr Graf Firmian war als alter Freund des Hauses sofort geladen worden und er, in seiner frischen Lust am Leben, hatte die Einladung gern angenommen, obwohl er seit wenigen Tagen erst

heimisch in der böhmischen Hauptstadt. Nur die weitere Einladung des jungen Grafen von Pendrecht-Salvoral, der eine merkwürdige Zuneigung sehr rasch für ihn gefaßt und ihn gern zu Pferd mitgenommen hätte, hatte er ausgeschlagen und sich dafür einen Platz in dem Wagen des Magisters ausgebeten, obwohl der schon am Morgen in aller Frühe voraus fuhr, während der Fürst und die Prinzessin erst am Mittag folgen wollten.

„Ah! diesen Weg lasse ich mir gefallen!“ rief der Domherr sich behaglich zurücklehnend.

„Ich danke für das Compliment!“ erwiederte der Magister mit wirklich stolzem Lächeln.

„Haben Sie denselben angelegt, mon ami?“ fragte der Graf.

„So ist es,“ lautete die Erwiederung, „Sie befinden sich bereits auf Grund und Boden der Herrschaft Talbietla, deren Wege und Brücken in ganz Böhmen mit Recht berühmt sind, Brunnen, Brücken und Wege aber sind mein Werk!“

„Ich hab's gerne,“ meinte der Domherr, „wenn Leute, die wirklich etwas tüchtiges geschaffen, sich nicht mit einer albernen Bescheidenheit drapiren, vraiment!

lieber Magister, geliebt habe ich Sie immer, jetzt aber fühle ich eine wahre Verehrung für Sie, welche von Tag zu Tag zunimmt!"

„Dann könnte ich's am Ende doch wagen," sagte der Magister den Domherrn listig von der Seite anblinzelnd, „auf so günstige Gesinnungen für mich bauend, dem Herrn Grafen eine Bitte vorzutragen?"

„Thut das immerhin, Bodine!" entgegnete der Graf lachend, „aber vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß ich nicht mehr Minister bin, sondern nur ein armseliger Domherr!"

„Der Fürst, mein Herr," begann der Magister mit einem Eifer, der so auffallend war, daß der Domherr sich aufrichtete und ihn erwartungsvoll ansah, „hegt nur noch einen Wunsch in seinem Leben, diesen aber freilich mit einem solchen Eifer, daß ich wirklich für die dereinstige Grabesruhe meines gütigen Gebieters fürchten würde, wenn er die Erfüllung dieses Wunsches nicht erlebt."

„Und ich, mein Freund?" fragte der Domherr, als der Magister einen Augenblick inne hielt.

„Es will mich bedünken," fuhr Bodinus fort, „als

wenn Gott Sie auserſehen hätte, dem Fürſten dieſen Wunſch zu erfüllen?"

„Erklären Sie ſich näher!" rief der Domherr neugierig und höchlich geſpannt.

„Der Fürſt, mein Herr, wünſcht die Fortpflanzung des Salvoral-Podiebrad'ſchen Stammes durch den Enkel ſeines Bruders, den Herrn Grafen von Pendrecht; der Herr Graf aber iſt ein Weiberfeind wie der preußiſche Friedrich, wie der ſchwediſche Carl XII. und wie Se. Maj. der Kaiſer Joſeph!"

„Oh, Kaiſer Joſeph iſt kein Weiberfeind!" warf der Domherr ein.

„Der Herr Graf von Pendrecht behauptet es," erklärte der Magiſter, „doch das bei Seite, ich wage es nun, Sie Herr Graf, zu bitten, uns beizuſtehen; haben Sie die Freundlichkeit, überreden Sie den Herrn Grafen von Pendrecht, ſich raſch zu vermählen. Thun ſie es meines lieben alten Herrn wegen, thun Sie es für dieſes gute alte Salvoral-Haus!"

Der Domherr wollte lachen, denn dieſe Bitte, die der Magiſter ſo plötzlich vorbrachte, hatte wirklich etwas Komiſches, es lag aber in dem Tone des Magiſters zugleich etwas ſo rührendes, daß der Graf ſich

ergriffen fühlte und ganz ernsthaft sagte: „Mein lieber Bodinus, ich will gewiß gern Alles thun, was in meinen Kräften steht, sowohl des Fürsten wegen als um Ihretwillen, ich begreife nur nicht, warum Sie nicht selbst sich an diesen kleinen Charles XII. machen, Ihre Rede würde gewiß von weit größerem Einfluß sein, als die meine, denn ich bin ja für den jungen Herrn doch nur eine ganz frische Bekanntschaft!"

Der Magister schüttelte den Kopf und bekannte dann, daß der junge Herr in diesem Punkte ihn niemals Rede stehe, sondern ihn stets sehr spöttisch frage: „warum er denn selbst unvermählt geblieben!"

„Und mit derselben boshaften Frage," rief der Domherr lachend, „würde er auch mich aus dem Felde schlagen!"

„Er wird es nicht," beharrte der Magister, „denn er hat einen großen Respekt vor Ihnen, Sie haben in wenigen Stunden einen Einfluß auf diesen harten Kopf erlangt, dessen sich bislang noch kein Mensch hat rühmen können. Versuchen Sie es, Herr Graf!" setzte Bodinus wieder im Tone der rührendsten Bitte hinzu.

„Ich werde versuchen," sprach der Domherr, bewegt von dem Tone tiefster Anhänglichkeit an das

fürstliche Haus, der aus der Rede des Magisters herausklang, „ich verspreche Ihnen, daß ich mein Heil versuchen werde, ich will keine Mühe sparen. Jedenfalls hat man denn auch schon eine Braut ausgesucht für den Starrkopf?"

„So ist es," erwiederte Bodinus, „der Frau Prinzessin Durchlaucht haben sich eine Hrzan-Harras, ein Fräulein aus gutem und altem Geschlecht, zur Schnur ausersehen; eine liebe junge Dame, die dem Herrn Grafen schon vom Herzen gut ist und ihn gern heirathen würde."

„Ist die junge Dame schön?" fragte der Domherr.

„Das möchte ich nicht gerade behaupten," versetzte Bodinus mit einiger Verlegenheit, „Sie werden Fräulein Claralies heute bei der Tafel sehen und selbst urtheilen!"

„Sie ist also häßlich!" meinte der Domherr bestimmt.

Der Magister protestirte lebhaft und erklärte nun, Fräulein Claralies sei etwas eigenthümlich.

„Ist diese Dame Claralies," forschte der Domherr weiter, „etwa schwärmerisch, geistreich, gelehrt, künstlerisch!"

„Oh nein," gab der Magister lächelud zur Antwort, „sie ist fromm und einfach!"

„Das ist ein Glück," rief Firmian lachend, „ich fange nun schon an, Hoffnungen für uns zu hegen, denn ich habe stets gefunden, daß diese Herren Weiberhasser eine besondere Abneigung gegen schöne, geistvolle und hochgebildete Damen hegen, mit einem kleinen, einfachen Mädchen kommt man bei Leuten der Art noch immer am weitesten. Aber, wie ist's? sind gar keine Hindernisse da? Hindernisse sind oft sehr gut, das reizt und spornt! Wie steht es mit dem Familienanhang?"

„Von nähern Verwandten ist nur ein um Vieles älterer Bruder da," antwortete der Magister, „dieser aber würde durchaus kein Hinderniß erheben, sondern sehr froh sein, wenn er eine solche Heirath für seine Schwester fände!"

Der Domherr sah Bodinus einen Augenblick forschend in's Gesicht, dann rief er: „Machen Sie nicht ohne Noth den Diskreten, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen helfen soll, Sie können der Angelegenheit, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, nur schaden, wenn Sie nicht ganz offen gegen mich sind; es hat einen

Haken mit Ihrem Fräulein Claralies, ich höre es aus Ihren Worten heraus, sprechen Sie, lieber Freund!"

„Der Herr Graf haben es getroffen," gab der Magister zu, „das liebe Kind ist in ihrer Familie besonders dem Herrn Bruder verhaßt, freilich ganz ohne Schuld. Hören Sie, die Frau von Hrzan-Harras, die Mutter unserer Clara Elisabeth, war eine schöne, lebenslustige Dame, der Freiherr, ihr Gemahl, aber ein Tyrann, der seine Eifersucht nirgend verhehlte. Er hatte vielleicht einigen Grund zur Eifersucht, die Dame war gern in Gesellschaft, sie ließ sich gern auch den Hof machen und hatte Gefallen daran, wenn die männliche Jugend ihr huldigte; kurz, strengere Damen nannten sie leichtsinnig. Lange aber ist ihre Aufführung auch nichts weiter gewesen, als eben leichtsinnig. und Niemand zürnte ihr eigentlich, weil sie von einer großen Herzensgüte und Freigebigkeit dabei war; besonders war sie bei ihrer Dienerschaft beliebt und auch in den höhern Ständen bedauerte man sie wegen der Tyrannei ihres eifersüchtigen Gemahls. Sie wissen, Herr Graf, die Gesellschaft nimmt nur allzuleicht die Partie einer schönen

jungen Frau gegen einen unliebenswürdigen, jähzornigen Ehemann. Die Frau von Hrzan-Harras gab eines Abends einem Manne ein Rendez-vous im Garten, das wurde ihrem Gemahl verrathen; er versteckte sich mit einem seiner Jäger in einiger Entfernung. Man weiß nun nicht recht, was geschehen; man sagt, daß er seine Gemahlin in den Armen eines Mannes sah, und daß er außer sich vor Zorn seinem Jäger befahl, den Mann niederzuschießen. Der Jäger zögerte, in rasender Aufwallung mag ihn der Freiherr hart bedroht haben, da schoß der Jäger wirklich, aber er schoß nicht auf den Mann, in dessen Armen die Dame lag, sondern auf seinen eigenen Herrn und er schoß ihn mitten durch's Herz, so daß er auf der Stelle todt blieb. Liebte nun dieser Mensch seine Herrin mehr als den Herrn? War es Absicht oder Zufall? Er behauptete bei der Untersuchung das Letztere, er blieb dabei, daß ihm sein Gewehr durch einen Zufall losgegangen, man hat nie mehr von ihm erfahren, denn er starb während der Untersuchung im Thurme Daliborka, in welchem er saß. Die Geschichte machte begreiflicher Weise ungeheures Aufsehen, aber es fehlte auch jetzt noch nicht an Leuten, welche die schöne Freifrau vertheidigten

und versicherten, der Mann, in dessen Armen der Freiherr seine Gemahlin gesehen, sei kein Fremder, sondern der eigene Bruder der unglücklichen Dame gewesen. Die Fürstin, meine unvergeßliche Wohlthäterin, war von der Unschuld der Freifrau überzeugt, und allerdings hat diese ihren Bruder besonders geliebt und sich heimlich mit ihm gesehen, weil der geizige Gemahl ihr jeden Umgang mit demselben untersagt hatte, sich durch ihn an der Mitgift verkürzt meinend. Der Freiherr war erschossen, die Freifrau starb vor Schrecken wenige Tage später, nachdem sie einer Tochter das Leben gegeben hatte, diese Tochter ist Clara Elisabeth von Hrzan-Harras, gewöhnlich Fräulein Claralies genannt. Es scheint, daß der jetzige Freiherr von Hrzan nicht ohne Bedenken über die Geburt seiner Schwester war, doch sollen dieselben durch eine feierliche Erklärung des Bruders seiner Mutter, dahin lautend, daß wirklich er es gewesen, mit dem die Freifrau heimliche Zusammenkünfte gehabt, namentlich auch in jener Mordnacht, gehoben sein. Selbstverständlich ist es eigentlich, daß der Freiherr seine Schwester trotzdem nicht liebt, in seinen Augen mag doch eine Art von Makel an dem unschuldigen Kinde haften und er

mag darin von Personen, welche ein Interesse zur Sache haben, bestärkt werden. Meine selige Frau Fürstin sowohl, als auch der Frau Prinzessin Durchlaucht zeigten von Anfang an eine große Theilnahme für das arme Kind, welches in einem befreundeten Hause erzogen wurde; frühe schon mag bei ihnen der Plan entstanden sein, dem jungen Herrn Grafen von Pendrecht das Kind zur Gemahlin zu erziehen und so ist Fräulein Claralies, entweder der eigenen Ahnung, oder auch leisen Andeutungen folgend, mit dem Bestreben groß geworden, dem Herrn Grafen von Pendrecht zu gefallen und sich seine Liebe zu verdienen."

„Jedenfalls," forschte der Domherr weiter, „hat der junge starrköpfige Herr dieses Bestreben des Fräuleins, ihm zu gefallen, bemerkt?"

„Der Herr Graf von Pendrecht," lautete die Antwort, „achtet sehr wenig auf sie, außer seiner Mutter bekümmert er sich um keine Dame, indessen ist es oft gar nicht zu übersehen, daß sie ihn liebt und bewundert; sie ist gar zu kindlich offen dabei und entzückt dadurch nicht nur die Frau Prinzessin, sondern auch meinen lieben alten Herrn, eigentlich uns alle, nur den Herrn Grafen nicht, den dieses Entgegenkom-

men, wenn er's bemerkt, in Verlegenheit zu setzen scheint!"

„Sehr erklärlich," rief der Domherr lachend, „ich bitte Sie, lieber Bodinus, sonst verstanden Sie sich doch besser auf Menschenherzen! Sie scheinen aber zwischen Ihren Büchern und ihren Geschäften ganz vergessen zu haben, wie man es anfängt, um zwei junge Leute zusammen zu bringen. Sie haben in diesem Falle jedenfalls die am wenigsten glücklichen Mittel angewendet, das Compliment muß ich Ihnen machen. Uebrigens ist durchaus noch nichts verloren, ich werde die junge Dame sehen und ich glaube, daß ich den Eisenkopf bewegen kann, die Wünsche seiner Familie zu erfüllen, es ist in der Erzählung von dem schrecklichen Ende des Freiherrn und der Freifrau ein glücklicher Umstand, welcher geschickt benutzt, uns mit zum Ziele helfen soll!"

Magister Bodinus freute sich der großen Zuversicht, mit welcher der Domherr sprach, er nahm auch ruhig das böse Compliment über die falsche Behandlung der Angelegenheit hin, obwohl er in diesem Punkte völlig unschuldig war, denn er hatte wohl bemerkt, daß die junge Dame durch ihre Zuvorkommen=

heiten das Herz des Grafen von Pendrecht nicht gewinnen werde, er hatte das auch gleich zu Anfang in seiner klugen, milden Weise den fürstlichen Damen angedeutet, die Frau Prinzessin aber glaubte das Herz ihres Sohnes besser zu kennen und sie war es hauptsächlich, welche das Benehmen des Fräuleins leitete.

Der Domherr blickte, in seine Gedanken versenkt, eine ziemliche Weile vor sich nieder, vermuthlich überlegte er seinen Feldzugsplan gegen den jungen Grafen, da wendete sich der Magister plötzlich zu ihm und rief die Hand ausstreckend: „Schloß Talbietla, Herr Graf von Firmian, Schloß Talbietla!“

Auf einem bedeutenden Berge, der dicht bewaldet war bis an die Mauern des Schlosses hinauf, lag Talbietla, weißleuchtend im herbstlichen Sonnenstrahl, vor den Augen der Reisenden. Es war wirklich ein prachtvoller Anblick, denn von zwei schlanken Thürmen flankirt, thronte der grandiose Bau mit seiner langen, drei Stock hohen Fronte auf dem grünen Berge und schaute herrschend nieder in das Thal; das Schloß imponirte ebenso durch die Größe, als auch durch die Schönheit seiner Verhältnisse.

„So bedeutend habe ich mir das Schloß nicht ge-

dacht, erklärte der Domherr überrascht, als er seine Brille aufgesetzt hatte.

„Es ist der Hauptsitz eines großen böhmischen Herrengeschlechtes!“ sagte der Magister, stolz und zufrieden mit dem Eindruck, den sein Schloß, er betrachtete es auch mit als sein Eigenthum, auf den Gefährten hervorgebracht.

„Mancher Reichsfürst residirt nicht so großartig!“ meinte der Graf.

„Und doch,“ bemerkte der Magister, schwelgend in der Größe des edeln Hauses, dem er diente, „und doch sieht der Herr Graf hier nur einen Theil des Schlosses, den sogenannten Fürsten- oder Salvoral-Bau; nicht so prächtig in seiner Art, aber nicht minder merkwürdig, ist das im rechten Winkel daranstoßende Podiebradhaus oder der neue Bau, von welchem dort nur die Thurmspitze zu sehen. Der älteste Theil des Schlosses, das alte Haus genannt, schaut mit seinen Thürmen und Zinnen drüben nach dem Städtchen hinunter, alle drei Schlösser aber schließen einen geräumigen Hof im Dreieck ein. Der neue Bau ist eine Anlage des Königs Georg von Podiebrad, die Oekonomie-Verwaltung hat jetzt ihren

Sitz darin und dahinter befinden sich die weitläufigen Wirthschaftsgebäude. In dem alten Hause sind Archive und Beamten-Wohnungen; die fürstliche Familie und ihre Gäste bewohnen den Fürsten-Bau, den der erste Fürst von Salvoral ausführte."

Langsam fuhren sie, während der Magister diese Erklärungen gab, hinab in das Thal; die Straße schlängelte sich dicht am Fuße des Burgberges hin und wendete sich von demselben erst an einem Flüßchen ab, über welches eine schöne steinerne Brücke führte, die mit der Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuck besetzt war. Jenseits der Brücke sah der Domherr ein Städtchen vor sich und etwas weiter zur Linken den Burgberg, aber nun von einer anderen Seite.

Hatte er vorher den Salvoral-Bau in fürstlicher Pracht auf belaubtem Berge gesehen, so sah er nun den ältesten Theil des Schlosses, das alte Haus auf fast senkrecht abfallendem Felsen, in alterthümlicher Wehrhaftigkeit finster und drohend niederblicken auf das Städtchen. Ganz unzweifelhaft war das alte feste Haus da oben auf seinem Felsen, ehedem eine ganz trotzige Burg gewesen; es sah aus, als wären

diese Mauern mit ihren breiten Zinnen, diese dicken, handfesten Thürme, deren Bedachung helmartig erschien, diese vorspringenden Bastions gar nicht gebaut, sondern aus dem Felsen selbst ausgehauen, — jetzt waren Gebäude und Felsen in gleicher Weise von Eppich und andern grünen Schlingpflanzen an vielen Stellen dicht überzogen, als wollten sie damit ihre friedlichen Intentionen kundgeben.

Der Wagen rollte durch die wohlgepflasterten Straßen des Städtchens Talbietla, dessen sauberes und theilweise sogar stattliches Aussehen ein günstiges Zeugniß für die Milde und Großmuth der Grundherrschaft ablegte. Der Domherr verhehlte sein Erstaunen und seine Freude nicht und der Stolz des Magisters, der nicht unthätig gewesen bei dem Flor, in welchem das Städtlein sich befand, wuchs mächtig. Zwei Klöster und mehrere Kapellen repräsentirten die Geistlichkeit sehr stattlich, ganz abgesehen von der uralten, ehrwürdigen Dechantei-Kirche St. Mauricii und Cyriaci, wo zwei kunstreiche Thürme hoch emporragten über dem Erbbegräbniß der Salvorals.

Ueberall wurde der Magister ebenso ehrfurchtsvoll als fröhlich begrüßt, man konnte leicht erkennen, daß

der fürstliche Generalbevollmächtigte und oberste Amtmann eine populäre Persönlichkeit in dem Städtlein war, denn selbst die Jugend, die anfänglich scheu und blöde bei Seite treten zu wollen schien, rief ihm bald ihre lauten Grüße mit heller Stimme zu und die jungen Frauen und Mädchen an den Brunnen verfehlten nicht, ihre Grüße mit dem gefälligsten Lächeln zu begleiten.

Die zahlreichen Brunnen waren allesammt durch eine ansprechende Architektur ausgezeichnet, der große Marktbrunnen zeigte sogar eine schöne Dreifaltigkeits-Säule von feingekörntem und geschliffenem Granit. Magister Bodinus aber erwähnte geflissentlich, daß neben Straßen und Brücken vorzüglich die Brunnen ein Gegenstand seiner besonderen Fürsorge gewesen von Anbeginn seiner Verwaltung her.

„Sie sind ein glücklicher Mensch, lieber Bodinus," sagte der Domherr mit Ueberzeugung, „Sie sehen die Früchte Ihrer Thätigkeit und erfreuen sich daran; Sie verdienen es, ich freue mich darüber und doch kann ich ein bitteres Gefühl nicht ganz unterdrücken, denn ich muß an meine Thätigkeit in einem viel größern Umfange denken und dabei fällt mir denn

schmerzlich auf die Seele, daß ich bei dem Scheiden aus dem Kreise meiner Thätigkeit eigentlich gar keine Früchte meines Wirkens gesehen habe!"

Der ehemalige Minister schwieg einen Augenblick, dann sagte er, wie es schien, mit Aufbietung einiger Entschlossenheit: „Früchte, ja Früchte habe ich auch gesehen, aber keine, an denen ich hätte Freude haben können und doch hat es mir weder an Wohlwollen noch an Eifer gefehlt!"

Der Magister wußte recht gut was dem eifrigen Beförderer der Neuerungen gefehlt, aber er mochte darauf in diesem Augenblick nicht eingehen, er deutete ablenkend auf das Salvoral'sche Greifenwappen, welches in schöner Steinmetz-Arbeit über dem Thore zur Schloß-Auffahrt prangte.

Diese Schloßauffahrt war ein breiter, in mehrfachen Krümmungen sanft zum eigentlichen Schloßthor hinaufführender Fahrweg, der vom untern Thore an, bis zum obern zwischen zwei starken Mauern hinlief, die mit grünem Gesträuch besetzt waren. Auch diese Auffahrt war eine Anlage des Magisters, welcher nicht ohne Selbstgefälligkeit erzählte, daß er den Plan dazu ersonnen der seligen Frau Fürstin wegen, welche

namentlich beim Herabfahren der alten, steilen Straße sehr ängstlich gewesen und im schlechtesten Wetter oft lieber zu Fuß hinunter gegangen sei.

Zwischen dem äußern und dem innern Schloßthor, wo eine steinerne feste Brücke die ehemalige Zugbrücke ersetzt hatte, sah man noch einen Rest des alten Wallgrabens, ein blühender Garten füllte nunmehr diesen Theil des Zwingers.

Endlich rollte der Wagen mit dumpfem Getöse durch das uralte, mit starken Tonnengewölben überspannte Thor auf den dreieckigen Schloßhof, in dessen Mitte eine Fontaine ihren fast mannsdicken Strahl hoch emporwarf und mit goldenen Kugeln spielte.

Als der Wagen auf der Rampe des Fürstenbaues hielt, wo mehrere höhere Beamte den Magister, ihren Vorgesetzten, begrüßten, schaute sich der Domherr verwundert um, denn wirklich dieses ganze Schloß war mehr die Residenz eines souveränen Fürsten, als der Sitz eines, wenn auch sehr vornehmen Edelmannes. Ueber dem großartigen Säulen-Portal des Salvoral-Baues sah man die Inschrift: „Pax nobis!“ Der Spitzbogen über dem Eingange zum neuen Bau, zum

Podiebradhaus, zeigte in einer Ecke ein Schildlein mit der Legende: „Deo gloria!“ Ueber der Thür zum alten Hause aber las man: „Salus patriae!“

„Gott die Ehre, Uns Frieden und Heil dem Vaterland!“ las der Domherr, es war ihm, als sei in den drei Sprüchen die edelste Thätigkeit eines großen Geschlechtes beschlossen.

Erst nach einer ziemlichen Weile unterbrach ihn der Magister mit den Worten: „Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich Sie in Ihre Zimmer führe; wir haben an diesem Vormittage noch mehr zu sehen, denn mein durchlauchtiger Fürst ist pünktlich wie ein Soldat und ehe die Mittagsstunde schlägt, werden sie die rothgelben Salvoralbanner, welche des Herrn Anwesenheit auf Talbietla-Schloß verkünden, von allen diesen Thürmen flattern sehen!“

Sie traten in eine weite Vestibule, aus welcher eine leicht und kühn im Halbbogen geschwungene Doppeltreppe aufwärts führte. In der Mitte dieser weiten Halle aber stand eine stumpfe Pyramide von schwarzem Marmor in den edelsten Verhältnissen auf einigen Stufen mit der goldenen Inschrift:

Amaliae
serenissimae potentissimae clementissimae
principissae
conjugi matri amatissimae
religione pulchritudine munificentia
incomparabili.

Auf der rechten Seitenfläche sah man das Wappen der Salvoral, auf der linken Seite das der Dubocq zum Festenstein, auf der Rückseite die Daten des Geburts- oder des Todestages der verewigten Fürstin Amalie von Salvoral.

Dem Domherrn wollte dieses Denkmal für die verewigte Fürstin, obwohl es ihm durch seine Größe und Einfachheit eigentlich imponirte, doch etwas seltsam dünken mitten in der Vestibule; er war im Begriff eine Bemerkung darüber zu machen, der Magister aber, der das zu ahnen schien, schnitt sie ihm ab, indem er mit hohem Ernst sagte: „Meine verewigte Wohlthäterin hatte einst im Gespräch geäußert, daß man den Frauen, die man liebe, die man ehren wolle, keine prunkvollen Denkmäler an öffentlichen Orten errichten solle, sondern mitten im Hause, mitten in ihrer eigenen Welt, — es war das kein flüchtiger Gedanke der edeln Dame, sie kam öfter darauf zurück

und deßhalb hat mein durchlauchtiger Herr, diesen Gedanken ausgeführt. Vielen wird dieses Denkmal seltsam dünken, Einige werden vielleicht sogar darüber spotten, wir aber freuen uns daran und mir besonders ist es zugleich ein Denkmal der zarten Pietät, mit welcher der Herr Fürst seine Gemahlin, wie bei Lebzeiten, im Tode noch verehrt."

In diesem letzten Sinne namentlich ließ sich auch der sonst kritische Domherr das Denkmal gefallen, er drückte Bodinus die Hand und stieg mit ihm in das erste Stockwerk hinauf.

Der Magister führte den Domherrn bis zur Thür des diesem bestimmten Gemachs, dort erwartete der Firmian'sche Kammerdiener, der einigen Stunden früher schon mit Salvoral'scher Dienerschaft nach Talbietla vorausgegangen war, seinen Herrn.

„Eine Stunde Zeit lasse ich dem Herrn Grafen zur Toilette, aber nicht länger!" rief der Magister sich verabschiedend.

„Sie werden mich bereit finden!" entgegnete der Domherr, ihn leicht mit der Hand grüßend.

Das Gemach, in welches Graf Firmian trat, war eines von den Prunkzimmern, die man sonst nur

fürstlichen Gästen erschließen mochte; der Domherr lächelte über die Pracht in Gold, Sammt, Marmor, Schnitzwerk und Seide, denn er glaubte zu errathen, daß ihn der Magister in dieses kostbare Zimmer nur darum einlogirt habe, um ihm die Herrlichkeit des fürstlichen Hauses auch in solchen Dingen in nächste Nähe zu rücken.

Vielleicht hatte er nicht ganz unrecht, vielleicht hatte der Magister auch daran gedacht! Er hatte es aber besser noch mit seinem alten Freunde gemeint, das erkannte dieser, als er zu dem Fenster trat und einen Blick hinauswarf auf die grandiose Herbstlandschaft, die da vor seinem Auge ausgebreitet lag.

In schwindelnder Tiefe unter sich sah der Domherr ein Meer von Bäumen, jeder Baumgipfel eine grüne Woge, jedes Blatt ein grüner Tropfen und dieses Meer, es wogte hin und her leise vom Anhauch des Herbstwindes bewegt. Drüben aber, jenseits dieses Meeres, da stiegen Höhen auf, mächtige Höhen, hier Berge mit weichen Conturen und dort Felsen mit scharfen zackigen Umrissen, jene mit laubigem Hochwald, Eichen und Buchen, bestanden, diese noch schärfer hervorgehoben durch Tannenholz mit reichlich ein=

gesprengten Birken, deren weiße Stämmchen wie Silber aus dem Braunroth der Stämme und dem dunkeln Metallgrün der Nadelhölzer hervorblinkten.

Der Bergwald lag im leuchtenden Herbstsonnenschein, über den höchsten Wipfeln des Mauritz-Berges aber erhub sich majestätisch langsamen Fluges ein mächtiger Adler, der flog, die breiten Schwingen kaum regend, stracklich der Sonne zu.

„Nec soli cedit!“ flüsterte der Domherr, der dem Adlerfluge mit scharfen Blick folgte, bis das königliche Thier ein Punkt geworden war und sich in der blauen Aetherferne verloren hatte.

Der Kammerdiener hinter ihm im Gemach machte allerlei Geräusche, um die Aufmerksamkeit seines Herrn zu erregen und ihn daran zu erinnern, daß er die Pflicht habe, sich umkleiden zu lassen, doch blieben seine Bemühungen vergeblich, der Domherr fuhr fort, bald in die grüne Tiefe unter sich, bald in die blaue Ferne über sich zu blicken, er vermochte sich nicht loszureißen von den bedeutenden Ansichten.

„Befehlen Hochwürden-Gnaden vor der Toilette zu baden?“ fragte der Kammerdiener, der sich nicht mehr zu helfen wußte, endlich mit ängstlicher Stimme.

Langsam wendete sich der Domherr um, er sah seinen Diener einen Augenblick verwundert an, dann lächelte er, dessen Absicht begreifend, ließ das Fenster niederrollen und begab sich, ohne zu sprechen, in das anstoßende Ankleidezimmer.

Auch hier fand Graf Firmian sich angenehm durch eine Ueberraschung berührt, welche ihm der Magister bereitet hatte, denn an der Hauptwand stand auf einem Postament von weißem Marmor eine schöne Statue König Carls von Böhmen (Kaiser Carls IV.) in vergoldetem Blech kunstreich getrieben. Der große König war im böhmischen Krönungs-Ornat dargestellt, die Linke auf das Schwert gestützt, die Rechte segnend ausgestreckt, die Krone auf dem lang herabwallenden, leicht gelockten Haar, das edle Antlitz mit dem kräftigen Vollbart. Die Statue war die wohlgelungene Arbeit eines böhmischen Meisters.

Mochte nun die Kaiserfigur immer dieses Gemach geschmückt haben, jedenfalls aber hatte Bodinus die beiden Schildereien erst jetzt, dem ehemaligen Besucher von Carlsbad zu Ehren, rechts und links neben dem Gründer des Badeortes aufhängen lassen. Links hing die älteste Ansicht von Carlsbad, ein ritterliches

Felsenschloß, hochbethürmt und stattlich wehrhaft, an dessen Fuße sich erst wenige Hütten angesiedelt hatten. Das zweite Bild, zur Rechten, zeigte schon eine ziemlich ansehnliche Stadt mit einem Rathhaus und einer Kirche, der freilich die Thürme fehlten. Das Bild konnte etwa hundert Jahre alt sein und stellte Carlsbad dar, wie es im Anfang des 17. Jahrhunderts gewesen sein mochte.

Da der Domherr Statue und Bilder langsam und aufmerksam musterte, so stellte er die Geduld seines Kammerdieners auf eine zweite, sehr harte Probe und der schon ältliche, sehr zierlich gekleidete Mensch seufzte wirklich erleichtert auf, als sich sein Herr endlich an der Toilette niederließ und ihm zu dem Arrangement des Kopfputzes Gelegenheit gönnte. Der Kammerdiener hatte für immer Erlaubniß, mit seinem Herrn bei der Toilette zu sprechen, diese benutzte er sogleich und sprach, indem er den Pudermantel entfaltete, mit einer gewissen Hast: „Das ist ein merkwürdiger Ort hier, Hochwürden Gnaden!"

„Wie meint Er das?" fragte der Domherr überrascht, denn die Stimme seines zierlichen Dieners hatte einen ganz eigenthümlichen Ton; jenen Ton

nämlich, den die Stimme der meisten Menschen annimmt, wenn sie etwas Geheimnißvolles mittheilen wollen.

„Außer Euer Hochwürden-Gnaden logirt noch ein Gespenst hier in diesen Gemächern!" flüsterte der Kammerdiener und schaute sich ängstlich um dabei, denn das Pudermesser war seine einzige Waffe in diesem Augenblick.

„Hat Er das Gespenst schon gesehen?" fragte der Domherr streng.

„Nein, nein," erwiederte der ältliche Mann eifrig, „es erscheint nur um Mitternacht, es ist eine blinde Frau, eine bleiche blinde Frau, welche mit den Händen tastend, durch diese Räume schleicht, allnächtlich von Mitternacht bis ein Uhr. Wen sie im Vorübergehen berührt mit ihrer kalten Hand, der muß sterben ehe der Mond zu Ende geht. Der alte Jäger des Herrn Grafen Pendrecht hat mir das erzählt, der hat das Gespenst schon mehre Male gesehen und hat's erlebt, daß Etliche gestorben, so das Gespenst berührt mit seiner kalten Hand!"

Der Kammerdiener nahm seinem Herrn den Pudermantel ab, dieser erhob sich, schaute den Gespenster-

fürchtigen eine Weile durchdringend an und sagte dann, den Kopf unwillig schüttelnd: „Schämt Er sich denn nicht, Monsieur Cheble? Er ist nun so alt geworden, hat graues Haar beinahe und ist noch ein solcher Esel, daß er an Gespenster glaubt! Solches ist mir höchst mißfällig, ich liebe es nicht, wenn meine Diener an solche Narrheiten glauben!"

Das vorige Jahrhundert war außerordentlich tapfer gegen Gespensterfurcht und ihrer Viele verdienten sich ihre Sporen auf literarischem Kampfplatz gegen die armen Gespenster. Doch man würde sicherlich nicht mit einem solchen Aufwande von Schimpf und Ernst gegen die Gespenster zu Felde gezogen sein, wenn man sich nicht eigentlich doch vor ihnen ganz kläglich gefürchtet hätte.

„Euer Hochwürden-Gnaden verzeihen," nahm der Kammerdiener, die drap d'argent-Weste des Domherrn entfaltend, das Wort wieder, „ich glaube im Allgemeinen nicht an Gespenster, ich habe in Paris und zwar in großen Häusern meine Schule gemacht, ich weiß was sich ziemt, aber wenn es auch sonst keine Geister giebt, so steht es doch fest, daß in den Schlössern hochadeliger Familien fast immer Gespenster

ihr Wesen treiben, sogar in Frankreich, welche man durchaus nicht läugnen kann!"

„Er ist ein Narr, ein doppelter Narr!" rief der Domherr im Tone ernsten Unwillens, denn es war ihm wirklich unangenehm, daß ein Mensch im hochgebildeten und aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert, sich nicht schämte und an Gespenster, wenn auch nur in hochadeligen Häusern glaubte.

Der Monsieur Cheble hörte den Ton des Unwillens in der Stimme seines Herrn sehr wohl, aber er schien sich vor den Gespenstern noch mehr zu fürchten, als vor dem Unwillen Seiner Hochwürden-Gnaden, denn er fuhr hartnäckig fort: „Der alte Jäger wußte, was er sagte, denn er hat die bleiche blinde Frau gesehen und hat mir auch erzählt, was es mit ihr für eine Bewandtniß hat. Die bleiche blinde Frau sucht ihr Kind, das haben sie ihr genommen und sie ist eine Liebste des durchlauchtigen Fürsten gewesen, der dieses Schloß erbaut hat. Der Fürst hat ihr das Kind genommen, um es anderswo aufziehen zu lassen, da hat die arme Person erbärmlich nach ihrem Kinde geschrien, der Fürst aber ist zornig

geworden, hat mit der Reitpeitsche nach ihr geschlagen und sie so unglücklich über die Augen getroffen, daß sie davon blind geblieben. Wie sie nun im Leben blind und überall hintastend durch diese Gemächer geschlichen, immer ihr Kind suchend, so hat sie auch im Grabe keine Ruhe gefunden und kommt allnächtlich herauf, um von Mitternacht bis Eins ihr Kind zu suchen. So ist es, Euer Hochwürden-Gnaden können den alten Jäger selbst fragen!"

Sicher und fest in seiner Ueberzeugung schloß also der Kammerdiener diese entsetzliche Geschichte. Sie machte indessen nicht den erwarteten Eindruck auf den Domherrn, denn dieser herrschte kurz: „Ich verbiete Ihm an Gespenster im Allgemeinen, wie im Besondern zu glauben, hört Er?"

„Zu Befehl, Euer Hochwürden-Gnaden! zu Befehl!" antwortete Monsieur Cheble mit einem wahrhaft erbarmungswürdigen Jammergesicht. Es war ihm also nun strenge verboten an Gespenster zu glauben, er durfte es also nicht mehr wagen und dennoch verspürte er eine entsetzliche Angst vor ihnen.

So war aber die Aufklärungs-Periode, sie verbot

die Gespenster polizeilich, sie ließ es sich noch sauer werden; heut zu Tage hat man's bequemer, Niemand denkt mehr an Gespenster.

„Das große Ordensband!" befahl der Domherr und von den Gespenstern war weiter nicht die Rede, sie waren verboten.

Graf Firmian hatte sich eben mit Uhren, Dosen, Ringen, Flacons aller Art, kurz mit allen jenen eleganten Kleinigkeiten versehen, welche im vorigen Jahrhundert zur vollständigen Kleidung eines Mannes der guten Gesellschaft gehörten, als der Magister Bodinus, ebenfalls schon im habit habillé, erschien, um seinen Gast abzuholen, und ihm noch vor Ankunft hochfürstlicher Herrschaft Einiges im Schlosse zu zeigen.

Ueber weite Vorsäle und mit Marmor belegte Tabulate führte der Magister den Domherrn zu einer breiten Treppe, welche wenige Stufen aufwärts führte, sich dann seitwärts wendete und in eine ziemlich schmale Spitzbogen-Pforte einlief.

„Das ist der Eingang zum neuen Bau oder Podiebrad-Haus," erklärte Bodinus, „ich will Ihnen wenigstens das zeigen, was meiner Meinung nach

das Merkwürdigste in diesem Schloß ist, die Wohnung des Königs Georg!"

Der Magister ging voran, der Domherr folgte ihm in einen niedrigen, aber weiten und öden, gepflasterten Flurgang; es war dem Domherrn unangenehm, daß er beim Eintreten in diesen Gang ganz unwillkürlich an die bleiche, blinde Frau denken mußte, an das Gespenst, welches mit den Händen tastend sein Kind sucht. Der Gedanke wurde ihm so peinlich, daß es ihm ordentlich eine Erleichterung war, als Bodinus eine Thür erschloß und mit lauter, von den Gewölben niedertönender Stimme sprach: „Das ist das königliche Gemach des großen Georg von Podiebrad!"

Sehr herrlich war dieses Gemach nun allerdings nicht; durch zwei Paar hohe, aber sehr schmale Fenster fiel nur ein spärliches Licht auf den rauhen Estrich; die Wände zeigten den nackten Mauerstein, doch machte Bodinus auf die Haken aufmerksam, an denen die köstlichen Tapeten aufgehängt wurden, wenn der König hier wohnte. Hinter dem riesigen Eichenholztisch war eine breite Bank mit starken Klammern in der Wand befestigt.

„Dort saßen König Georgs Ritter,“ erklärte der Magister, „hier der König selbst!“ Er deutete auf einen schweren hölzernen Schemel, der vor dem mächtigen Kamine stand.

„Der Schemel, wahrscheinlich auch die Bank, wurden mit Kissen und Polstern belegt,“ fuhr Bodinus fort, „hier ist ein Helm, ein Panzerstück, Schwert und Dolch, lauter Waffen, deren sich König Georg, wie unzweifelhaft feststeht, häufig bedient hat im Leben!“

Der Domherr musterte diese Waffenstücke ziemlich oberflächlich, er schien überhaupt gar kein besonderes Vergnügen an diesen Podiebrad'schen Erinnerungen zu finden.

Das half ihm indessen nichts, denn der Magister, der ein großer Verehrer des Königs Georg war, vielleicht hauptsächlich, weil die Salvoral's jetzt den Namen Podiebrad führten und in einer verwandtschaftlichen Beziehung zu demselben standen, erließ ihm nichts. Der Domherr mußte auch in dem anstoßenden Schlafgemach des Königs jede Reliquie bewundern, von der Pertica, der Stange, über welche die Kleider bei Nacht angehängt wurden, bis zu dem hölzernen

Betschemel. Erst als der Magister Alles vorgezeigt hatte, bemerkte er das gelangweilte Gesicht seines Freundes und nun begann er sich in der wortreichen Weise zu entschuldigen, welche der gute Ton von damals erheischte.

„Ich bin kein Böhme,“ entgegnete der Domherr lachend, „und wenn ich auch die jetzt lebenden Salvoral sehr schätze und der hochseligen Fürstin Verehrer war, so geht mein Interesse doch nicht bis auf diesen König Georg von Podiebrad dem ich übrigens seine Bedeutung nicht bestritten haben will.“

Es war vielleicht eine kleine Rache, welche der Magister an dem Verächter der Reliquien des Königs Georg nahm, wenn er ihn sofort aus diesem Zimmer nicht nur, sondern aus diesem ganzen Theile des engen und winkeligen Podiebrad-Hauses herausführte und ihn auf eine offene Gallerie brachte, von der aus der Gast einen Blick auf die weitläuftigen Wirthschaftshöfe werfen konnte.

„Oh, lieber Bodinus,“ rief Graf Firmian, „ich verstehe Ihre Bosheit, weil ich kein Verständniß für todte Könige habe, so bringen Sie mich zu lebendigem Vieh, nicht?“

„Könige, wie Georg von Podiebrad, sterben nicht!" antwortete der Magister in jener glücklichen Mischung von Ernst und Scherz im Ton, mit welcher jene Zeit und jene Gesellschaft sich so gern über allerlei Unebenheiten hinweg zu helfen suchte, und, wie auch hier, wirklich hinweghalf.

Uebrigens verrieth der Domherr in der That mehr Interesse an der Wirthschaft, als an den historischen Erinnerungen; der Magister mußte mit ihm hinuntersteigen in die Höfe und zeigte seinem Gast dort eine Menge von Dingen, die dessen Aufmerksamkeit höchlich in Anspruch nahmen. Bodinus lachte stille für sich, er lachte sich selbst aus, denn Alles, was er für den Grafen als merkwürdig bezeichnet hatte im Voraus, blieb dahinten.

Es ging Bodinus, wie es vielen Menschen geht, er hatte den Grafen ganz nach sich beurtheilt; ihn würden am fremden Ort historische Erinnerungen in erster, wirthschaftliche Dinge in zweiter Linie gestanden haben, er hatte den Nützlichkeitszug seiner Zeit vergessen.

Er ließ dem Domherrn einige schöne Rosse vorführen, dabei verging die Zeit und Bodinus war fast

erschrocken, als ein Diener kam und meldete, daß der Herr Graf von Pendrecht soeben die Auffahrt heraufreite.

„Dann ist des Fürsten Durchlaucht in einer Stunde hier!“ rief der Magister und zog hastig seine Uhr, „denn der Herr Graf pflegt der Carrosse seiner Frau Mutter stets eine Stunde Vorsprung zu lassen, eine Stunde nach ihrer Abfahrt steigt er zu Pferd, holt sie regelmäßig in dem Hohlwege von Blunka ein, küßt ihr die Hand und reitet ihr voraus, er ist regelmäßig eine Stunde von ihr in Talbietla!“

Die beiden Herren gingen jetzt durch die Thorhalle des Podiebrad-Hauses nach dem großen Schloßhof, um den jungen Grafen bei seiner Ankunft zu begrüßen, sie kamen eben zur rechten Zeit, um ihn absteigen zu sehen. Er kam dem Gast mit gefälliger Miene entgegen und machte ihn auf ein kleines Gebäude aufmerksam mit der Erklärung, daß noch sein Urgroßvater eine eigene Trabantengarde von dreißig Mann gehalten, deren Hauptwache das kleine Haus gewesen.

„Jetzt treiben wir solche Spielereien nicht mehr!“ erklärte der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts.

erschrocken, als ein Dichter kam und meldete, daß der ganze [illegible] Besprechung [illegible] die Aufnahme des ansteben.

„Darum [illegible] Dramatik [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Uhr, „denn der Herr Graf pflegt [illegible] seiner [illegible] eine [illegible] zu lassen. [illegible] Hof [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] im Tabinett?“

[illegible] durch die [illegible] [illegible] [illegible] großen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu bestätigen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ihn [illegible] zu [illegible]. Er [illegible] [illegible] Hof [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible]

III.

Die Salvoral feiern ihr Herbstfest.

„Alte Sitten ehren,
Alte Ehren mehren
Und durch Beispiel lehren,
Dem Verfall zu wehren!"
(Böhmischer Spruch.)

Drittes Kapitel.

Die Salvoral feiern ihr Herbstfest.

Um ein Uhr, genau eine Stunde nach der Ankunft der fürstlichen Herrschaften, wurde die Mittagsglocke auf Talbietla-Schloß gezogen; diese Glocke, sie hing in dem gewaltigen, viereckigen Flügelthurme des alten Bau's, hatte einen guten Klang weitherum im Lande und das spruchreiche Volk Böhmens sagte von ihr:

„Wenn die Talbietla-Glocke ausgeklungen hat,
Dann sind sechshundert auf ein Mal satt."

Das Sprichwort zeugt wenigstens für die ehemalige Gastfreiheit der Herren von Talbietla und wenn auch diese schöne Tugend, was unter den veränderten Umständen nothwendig und begreiflich, auch

nicht mehr ganz in dem alten Umfange geübt wurde, so war sie doch auch nicht verschwunden und noch immer konnte Keiner, der hungrig das Schloß betreten, sich beschweren, daß er es auch hungrig wieder habe verlassen müssen. An einigen Tagen im Jahre aber wurde droben auf dem weißen Schloß die Gastfreundschaft ganz in der völlig unbeschränkten Weise der Väter geübt.

Zu diesen Tagen gehörte der fünfzehnte Oktober; die Kirche feiert an diesem Tage die heilige Hedwig, die schlesische Herzogin und die Podiebrad mochten vor den Salvoral schon, wegen ihrer Verwandtschaft mit den schlesischen Piasten, den Sanct-Hedwigstag von alten Zeiten her ganz besonders feierlich auf Talbietla-Schloß begangen haben. Solcher guten alten Gewohnheit waren die Salvoral treu geblieben und selbst wenn sie zu Prag residirten, pflegten sie an diesem Tage unter ihren Nachbaren, Vasallen und Lehnsleuten zu erscheinen und fürstliche Gastfreundschaft so prächtig als möglich zu zeigen. Freilich hatten die allgemeinen Verhältnisse auch hier im Besondern selbst mancherlei verändert.

Hunderte wurden an diesem Tage festlich gespeist

im alten Bau und im Podiebrad-Haus, überall führten fürstliche Beamte den Vorsitz, denn der hochbetagte Fürst war nicht mehr im Stande, Ansprüchen der Art zu genügen, der mußte seine Kräfte sparen, um die vornehmen Gäste zu empfangen, die an seiner Tafel im Fürstenbau zu speisen pflegten. Freilich hätte sein Großneffe und Erbe, der junge Graf von Pendrecht, des alten Herrn Stelle versehen können und es regte sich jedes Jahr fast größere Unzufriedenheit, daß es nicht geschah, aber der junge Herr war nicht zu bewegen, sich als Lehnsherr zu zeigen, ja ein Mal sagte er kurzweg: „Dummes Zeug, antiquirte Geschichten, ich bin so gut des Kaisers Unterthan, wie die Leute!" Solche Worte und solches, beinah grausames, Verkennen seiner Stellung betrübten den greisen Fürsten und den getreuen Bodinus auf's Tiefste, doch gaben sie die Hoffnung auf kommende bessere Einsicht nicht auf.

Als um ein Uhr heute die Mittags-Glocke zum ersten Male gezogen wurde, führte Magister Bodinus den Domherrn von Firmian in den sogenannten großen Saal, denn er mußte daselbst, als des Fürsten Generalbevollmächtigter, den Adel und die Geistlichkeit der

Nachbarschaft empfangen, die an der fürstlichen Tafel speisten. Er freute sich eigentlich etwas darauf, sich dem Domherrn in seinem höchsten Glanz als Stellvertreter des Fürsten zeigen zu können.

Eine halbe Stunde nach ein Uhr wurde die große Glocke zum zweiten Male gezogen, als die ganze Gesellschaft versammelt war, um zwei Uhr aber, zum dritten Male und dann erst pflegte die fürstliche Familie einzutreten.

Als Magister Bodinus mit seinem Gaste den großen Saal betrat, war derselbe, mit Ausnahme einiger älterer Diener am Kamine und am Schenktisch, völlig leer, der Domherr hatte Muße sich umzusehen.

Der große Saal reichte durch zwei Stockwerke und empfing sein Licht durch sechs mächtige Fenster, welche nach dem Schloßhof gingen, diesen Fenstern gegenüber war er durch zwölf weiße Marmorsäulen dorischer Ordnung begrenzt, welche eine Gallerie trugen. Der unter der Gallerie befindliche Raum bildete einen kleinen Saal für sich, der sein Licht durch Fenster mit bunten Scheiben von der Außenseite des Schlosses erhielt.

In diesem kleinern Saal, der indessen eben nur durch die Reihe der dorischen Säulen von dem großen Hauptsaal getrennt war, hatte der Erbauer dieses Schloßtheils, der erste Fürst von Salvoral, Alles zusammengedrängt, was in dem früheren Bankettsaal des Schlosses gewesen. Man sah da die Tische und Stühle mit den reich geschnitzten Füßen und Lehnen, man sah überall Waffen an den Wänden zwischen den Fenstern aufgehängt und Fahnen und Paniere aller Art weheten leise über den Häuptern der unter ihnen Hinschreitenden; jede der tiefen Fensternischen aber, sowie jede Thüre, war von zwei Gestalten in vollständigen Rüstungen ritterlicher Art bewacht. Gewiß machte die ganze Anordnung einen angenehmen Eindruck und selbst das Auge des Unkundigen erkannte, daß unter der Gallerie eine Menge des kostbarsten Materials mit großem Geschick zusammengestellt worden sei, trat man aber durch die Säulen hinaus in den größern Saal, so fühlte man augenblicklich, daß der Erbauer dieses Saales eigentlich doch recht hart umgegangen mit all' jenen Reliquien und kostbaren Erinnerungen an die Ritterzeit, es wurde Jedem klar, daß er sie eigentlich aus seinem Saale herausgeworfen

und unter der Gallerie so gut als möglich versteckt hatte, weil sie sich mit seinen Ansichten von Geschmack und Pracht nicht mehr vertrugen.

Der große Saal mochte gegen fünfzig Fuß hoch sein; an den schmalen Seiten waren mächtige Flügelthüren, neben denen aber doch rechts und links stattliche Kamine mit weiten Mänteln noch reichlich Raum fanden; die Wände, mit verschiedenen Arten von bunten Marmor ausgesetzt und bekleidet, zeigten eine Fülle von größern und kleinern Gemälden. Den breiten Fries schmückten Grotesken, in denen silberne Armleuchter angebracht waren. Ueber dem Fries springt eine Chor-Nische von weißem Marmor mit Acanthus-Blättern geziert, ziemlich weit vor. Die Decke des Saales ist flach gewölbt; in den vier Ecken sieht man die vier Jahreszeiten al fresco, in blau und goldener Einfassung gemalt. Die Gemälde waren wohl erfunden und von keiner ungeschickten Hand ausgeführt. Der Frühling wurde durch eine Darstellung des römischen Festes der Floralien, das einst vom 28. April bis zum 1. Mai gefeiert wurde, dargestellt, der Sommer durch eine Kornernte, der Herbst durch eine fast zu üppig gehaltene Weinlese, der Winter endlich durch eine

ritterliche Sauhatze. Den Raum zwischen diesen Bildern und dem großen Deckengemälde in der Mitte, füllten viereckige Cassettoni mit Rosen. Das große Deckengemälde stellte den Triumphzug des Bacchus und der Ariadne dar; Bacchus fährt auf einem goldenen, mit Tigern bespannten Wagen, Ariadne auf einem silbernen, von Böcken gezogenen, Silen, das Musterbild aller Erzieher, reitet auf seinem Esel schwankend vor, Satyren und Faunen, Nymphen und Mänaden umschwärmen den Zug.

Auch von den Schildereien an den Wänden sind bei weitem die meisten der Darstellung mythologischer Scenen gewidmet; eine ganze Reihe von diesen Bildern in höchst sauberer, fast geleckter Manier gemalt, stellt die Liebesgeschichte des Cyclopen Polyphem und der Nereide Galathea dar. Der erste Fürst von Salvoral muß eine ganz unglaubliche Lust an der Götterlehre der Griechen und Römer gehabt haben, denn es wimmelt da noch von Tritonen und Amphitriten, Endymionen und Dianen, von Aphroditen und andern, Eris-Aepfel begehrenden, Nacktheiten. Seltsam, derselbe Fürst, der diese Bilder zum Theil selbst malen, zum Theil ankaufen ließ, er war der Günstling des

frommen Kaisers Leopold, machte eine Menge von Stiftungen für die Kirche, baute Kapellen und Altäre, galt für einen exemplarisch ordentlichen und sehr sittenstrengen Herrn, ja, er selbst warf vielleicht nie einen Blick auf diese Schildereien, ohne innerlich zu seufzen: „Vanitas vanitatum!“ und doch gönnte er den mythologischen Modekram den vollen Raum und verwies die ritterlichen Rüstungen seiner edlen Ahnen und die von ihnen erfochtenen Fahnen in die honnette Rumpelkammer unter der Gallerie!

Wirklich schön und sehenswerth waren die vier großen Kamine, in denen mächtige Reisbündel loderten, sie waren von weißem Marmor, nur der Fries und das Innere der Seiteneinfassung war mit rothem Porphyr ausgelegt, sowie mit Widderköpfen und Blattwerk von Bronce geziert. Aber die Mythologie erstreckt sich auf Talbietlaschloß bis tief in die Kamine hinein, denn in der Mitte des Frieses sieht man hier eine Venus Marina auf einem Stier reitend, dort einen Faun, der lüstern nach einer Traube blickt, die er hoch über sich in der Hand hält, hier ist's ein Apoll und dort eine Nereide, kurz immer etwas Mythologisches. Auf dem Kaminsimsen sah man auch einige

Antiken von hohem Werth, so eine Erzbildsäule des Marc Aurel zu Pferde, etwa einen Fuß hoch, ferner die farnesische Flora und verschiedene schöne Vasen. Die Tische in den Ecken waren von giallo antico und mit marmorenen Büsten griechischer Weltweiser, von denen, außer den Namen, kein Christenmensch etwas weiß, besetzt.

Das Büffet, reich mit Silber, vergoldetem Silber, Vermeil und Gold besetzt, war zwischen den beiden mittleren Fenstern aufgeschlagen, die Tafel bildete einen Haken, die Gedecke lagen nur an der äußeren Seite, die innere Seite blieb für die Bewegungen der Dienerschaft frei; eine alte, gute Sitte, welche man sehr leichtsinnig vernachlässigt hat, die aber den großen Vortheil bietet, daß alle Schüsseln von vorn präsentirt werden können, die ferner Jeden zwingt, sich mit seinen Nachbaren zu unterhalten und endlich das abscheuliche Schreien über den Tisch weg ganz unmöglich macht, eine Unart, die selbst gut erzogene Menschen sich bei einiger Lebhaftigkeit zu Schulden kommen lassen werden, sobald ihnen das vis-à-vis mehr zu versprechen scheint, als die Nachbarschaft. Von dem Schreien über den Tisch weg aber kommt das Schreien

in Gesellschaft überhaupt, was jetzt so entsetzlich überhand genommen hat und besonders zur politischen Modedebatte so überaus wohlklingend sich gestaltet.

Fünf mächtige silberne Tafelaufsätze, auch wieder mythologische Scenen darstellend, zierten die Tafel, die mit einem alterthümlichen Damasttuche belegt war, welches handbreite schräglinie rothe Streifen hatte. Vor jedem Couvert stand ein silberner Becher und ein hohes venetianisches Bandglas, so leicht, daß der Unkundige erschrickt, wenn er den umfangreichen Pokal aufhebt und ihn nicht fühlt in der Hand. Auch hatte nach dem altböhmischen Spruch: „Nimm von Deinem eigenen Salz!" jeder Gast ein besonderes Salzgefäß von vergoldetem Silber nur für die Damen, selbst für die Fürstin wurde kein besonderes Salzgefäß aufgestellt, denen hatte der Nachbar zur Linken das Salz zu bieten; nach dem naiven Glauben alter Zeiten, beförderte der Genuß des Salzes aus gemeinschaftlichem Gefäß, die trauliche Annäherung der Herren und Damen.

Da öffnen sich die großen Flügelthüren am untern Ende des Saales; während Magister Bodinus und Graf Firmian dorthin eilen, um die Ersten der ein-

tretenden Gäste zu begrüßen, machen wir unsere Leser noch auf drei alte Gesellen aufmerksam, die vor dem innern Kamine am obern Ende des Saales zusammen stehen und nur von Zeit zu Zeit leise Worte mit einander wechseln. Zwei davon tragen lange rothe, schmal mit Gold besetzte Tuchröcke, dazu gelbe Westen und Unterkleider, Einer aber trägt einen braunen Rock und weiße Unterkleider; Alle drei sind silberhaarige Greise, aus der höhern Dienerschaft des fürstlichen Hauses. Der Braune ist Herr Fridusch, schon seit der Fürstin Tode Castellan im Salvoral- oder Fürstenbau auf Talbietla-Schloß; eine bequeme, einträgliche Stellung, die er mit Hilfe seiner Frau Peila, die ebenfalls noch lebt, in großer Würde versieht, eine Würde, die sich stark vermehrt hat, seit ihm der Fürst seine beiden alten Freunde Kranz und Strauß, die beiden Rothröcke, als Adjunkten von Prag hierher sendete. Kranz und Strauß haben die Frau Prinzeß von Böhmen nach Schweden begleitet und sind, von ihr unzertrennlich, auch wieder mit ihr nach Böhmen zurückgekehrt; sie finden in diesem Lande zwar Alles viel schlechter als in ihrem heimathlichen Pommern, aber sie sind doch geblieben im Lande zu Bö-

heim, aus Liebe zur Herrschaft. Die beiden wunderlichen alten Gesellen waren endlich doch für den Dienst unbrauchbar geworden, man schickte sie zu dem greisen Fridusch und seiner Peila als Adjunkten der Castellanei und da lebten sie denn mit diesem alten Freunde sorglose Tage in wohlverdienter Ruhe, stolz besonders, weil sie immer noch glaubten, dem fürstlichen Hause zu dienen und ihm unentbehrlich zu sein selbst in ihrem hohen Greisen-Alter noch. Glückliche alte Knaben, die Drei!

Die ersten Gäste, welche Graf Firmian und der Magister begrüßten, waren Edelleute aus der Umgegend mit ihren Gemahlinnen, mit ihren Söhnen und Töchtern; man sah es diesen Herrschaften allen fast an, daß sie sich mächtig freuten, auf Sanct Hedwigstag wiederum einmal in Talbietla-Schloß zusammen zu kommen und daß es ihnen ein wirklicher Schmerz sein würde, wenn dieses alte Herkommen einmal plötzlich aufhören sollte. Graf Firmian hatte hinlänglich Gelegenheit, die Bedeutung zu beobachten, welche Magister Bodinus auch in den auswärtigen Relationen des fürstlichen Hauses behauptete; der Domherr sah, daß sein Freund eine wichtige Person nicht nur für die

fürstlichen Salvorals allein, sondern daß er ein geschätzter Rathgeber, eine Art von Orakel, für diesen ganzen Distrikt geworden. Die edeln Herren nicht allein, sondern auch die Gemahlinnen derselben nahten dem Magister sichtlich mit eben so viel Vertrauen als Hochachtung.

Der Saal begann sich allgemach zu füllen; man hörte hier und dort auch böhmisch sprechen, in der heitern buntgekleideten Gesellschaft zeigten sich auch etliche geistliche Kleider, das weiße Gewand eines Dominikaners, die schwarzen roth bezeichneten Roben der Priester vom ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern.

Dieser Orden, für Bekämpfung der Sarazenen und christliche Krankenpflege in Palästina gegründet, flüchtete sich nach dem Verlust des gelobten Landes nach Böhmen. König Wenzel I. räumte ihm zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Spital an der großen Moldau-Brücke zu Prag ein, dort steht noch heute das Ordenshaus, dort residirt noch heute der General-Großmeister, der bei feierlichen Gelegenheiten stets mit allen Insignien der Ritterschaft zu erscheinen hat. Der erste General-Großmeister war

ein Albertus von Sternberg, er war es, welcher zu dem rothen Kreuz, dem Ordenszeichen, vielleicht als Anspielung auf seinen Namen, noch einen rothen Stern hinzufügte; erst seitdem heißen die Ordensmitglieder „Kreuzherren mit dem rothen Stern.“ Obgleich der Orden Commanderien und Pfarreien auch in Oesterreich, Mähren und Ungarn hatte, so muß er doch als eine specifisch böhmische Institution angesehen werden, denn in Böhmen war von je sein Hauptsitz und nur für Böhmen ist er eigentlich jemals von Bedeutung gewesen.

Sehr geschickt war die Art und Weise, in welcher Bodinus sämmtliche Gäste auf dem Fuß der Gleichheit mit sich zu behandeln wußte; für die Edelleute war er der Stellvertreter des Fürsten von Salvoral und die Vornehmheit des Repräsentirten mußte den Mangel an Geburt bei dem Repräsentanten ersetzen; mit den Priestern und Geistlichen verkehrte er als Gelehrter auf gleichem Fuße und für die Beamten, denen er doch wesentlich ein Vorgesetzter, hatte er eine so anmuthige Herablassung, daß sie wohlthat, anstatt zu verletzen.

Aber es füllte sich nicht nur der Saal, sondern auch die Gallerie, ein Trompeter-Corps, dem die

Pauken nicht fehlten, nahm die eine, ein Waldhornisten-Corps die andere Seite der Gallerie ein. Auf den Bänken zwischen beiden Corps erhielten Frauen und Mädchen aus dem Städtchen, sowie weibliche Schloß- und Hausdienerschaft Platz, denn an Sanct Hedwigstag war offene Tafel und wer da wollte, konnte den Fürsten von Salvoral und Podiebrad mit seiner Gesellschaft speisen sehen. Uebrigens wurde gastfrei dafür gesorgt, daß die guten Leute auf der Gallerie, welche nur gekommen waren, um essen zu sehen, nicht nöthig hatten, das ganze Fest mit trockenem Munde durchzumachen; reichlich wurden vielmehr frische Kolatschen vertheilt und alter, mit Honig versüßter Landwein dazu ausgeschenkt in saubern, eigentlich nur für die Musikanten bestimmten zinnernen Bechern.

Bei dem dritten Läuten verstummte das bis dahin ziemlich lebhaft geführte Gespräch und der Magister Bodinus eilte zu der obern Saalthüre, die sich fast in demselben Augenblicke öffnete, als er vor derselben ankam, Trompetengeschmetter, Paukenwirbel und Hörnertusch begrüßten den eintretenden Fürsten.

Fürst Leopold war ein hochbetagter Greis geworden und das Gehen wurde ihm sichtlich im höchsten Grade

beschwerlich, trotzdem, daß ihn auf der einen Seite seine Nichte, die Frau Prinzeß, auf der andern sein Großneffe, der Graf Pendrecht, führten. Als der alte Herr aber in dem Lehnstuhl saß, den Fridusch, Kranz und Strauß herbei rollten, da hub er sein Haupt stolz empor und ließ seiner Augen mächtige Feuerblicke langsam hinstreifen über die Anwesenden. Das waren noch die Feuerblicke des ehemaligen Deutschherrn von der Ballei an der Etsch, das waren noch die Augen, die so viel Unheil angerichtet in Frauenherzen. Aber nicht in den Augen allein flammte noch das Leben des Fürsten von Salvoral, auch seine Sprache war noch lebhaft, anmuthig und fesselnd wie ehedem und wenn die Hände auch zitterten, so waren die Bewegungen doch noch immer rasch und rund und selbst die welke Haut zeigte zuweilen noch einen Anflug von zartem Roth. Der Greis war sorgfältig gekleidet, doch nach ganz altmodischem Schnitt war der Rock von großgeblümtem Stoff, der mit weißem Pelz besetzt und gefüttert; bis fast auf die Knie herab fielen die Schöße der Weste von Scharlachtuch; weite mit Pelz gefütterte Stiefeln von weichem Leder waren

bis über die Knie heraufgezogen. So saß der alte Herr, die Hände über dem Rohr mit dem goldenen Knauf gefaltet, das kahle Haupt mit einer Pelzmütze bedeckt, vor seinen Gästen, welche einzeln und truppweise an ihn herantraten, um sich ihm vorzustellen, ihm ihre Cour zu machen. Er hatte ein freundliches verbindliches Wort für Jeden und hielt sich so stattlich, daß man ihm keine Schwäche des Alters anmerkte.

Hinter dem Fürsten standen die beiden Damen, die mit ihm gekommen waren, die Frau Prinzeß und Fräulein von Hrzan-Harras oder Fräulein Claralies, wie die junge Dame gewöhnlich genannt wurde. Graf Pendrecht hatte, sobald sein Großoheim den Sessel erreicht, die Gruppe verlassen und sich zu einigen ihm bekannten Offizieren von einem in der Nähe garnisonirenden Infanterie-Regiment begeben, die er unter den Gästen, obgleich sie nicht in Uniform waren, sofort bemerkt. Der junge Herr verstand sich wenigstens anf Soldaten, wenn auch auf andere Leute nicht viel.

Die Frau Prinzeß hat sich im Lauf der Jahre eigentlich nicht sehr verändert, es ist immer noch die

hohe, mehr als schlanke Gestalt mit dem zwar zarten aber langen, bleichen Antlitz und dem strengen oder gleichgültigen Ausdruck in den braunen Augen.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo die Liebe diese bleichen Wangen rosig angehaucht und den strengen Ausdruck dieser Augen glücklich gemildert hatte, die Zeit war längst vorüber und die alte Dame da zeigte keine Spur mehr von der mädchenhaften Lieblichkeit, von dem Blüthenstaub jener sonnigen Tage! Man sah den Augen bald an, daß sie viel geweint im Leben und um den Mund zuckte es oft so schmerzlich, daß man die müde Trauer, die schwer wie Blei auf dem ganzen Antlitz lag, wohl zu begreifen vermochte. Und doch gab's Momente, wo die Dame lauschend aufhorchte, wo's wie Sonnenschein über diese bewölkte Stirne fuhr, wo ein stolzer glücklicher Zug um den Mund erschien und das sonst so demüthig gebeugte Haupt sich beinahe hochmüthig aufrichtete; das kam, wenn das suchende Auge der Mutter so glücklich war auf des Sohnes Gestalt zu treffen, wenn das Ohr der Mutter den Klang seiner Stimme vernahm.

Mutter war die Frau Prinzeß, aber auch nichts als Mutter!

Uebrigens trug sie sich in tiefster Trauer, in schweren, schwarzen Wollenkleidern, sie hatte die Trauer um den geliebten Gemahl nimmer abgelegt und hatte erklärt, daß sie die Trauer tragen wolle bis zum Hochzeitstage ihres Sohnes.

In einem eigenthümlichen Gegensatze zu der dunkeln Gestalt der Wittwe stand die durchaus helle Erscheinung des Fräulein Claralies. Die junge Dame, kaum achtzehn Jahre alt, hatte ein apfelrundes frisches, roth und weißes Gesichtchen mit großen blauen Augen und einem etwas üppigen, eigentlich aber wunderschön geformten Mund, der unbefangen lächelnd, prächtige kleine weiße Zähne zeigte; das weit ausgeschnittene Kleid ließ eine tadellos schöne Büste bewundern und die kurzen Aermel versteckten nichts von den Reizen eines Armes, wie ihn weiland die Kaiserin Elisabeth nicht schöner gehabt haben konnte. Der nach damaliger Mode sehr kurze Reifrock ließ nicht nur die hohen Stöckelschuhe mit spitzen Absätzen und Schnallen sehen, sondern auch den zierlichen Fuß und den untern Theil des fleischfarbenen Strumpfes. Trotz aller dieser einzelnen Schönheiten aber und trotzdem, daß Fräulein Claralies nicht nur prachtvoll, sondern auch

geschmackvoll nach den Begriffen jener Zeit gekleidet und geschmückt war, machte das junge Mädchen dennoch keinen guten Eindruck. Fräulein von Hrzan-Harras, weißarmig und kuhäugig wie die Götterkönigin Here im Homer geschildert wird, hatte die Schönheiten einer großen Gestalt, sie war aber leider unter Mittelgröße, beinahe klein. Die modische Haarfrisur à la herisson (Stachelschwein) erhöhete zwar einerseits die Gestalt, drückte sie aber zugleich auch wieder; ebenso wie der unvernünftig weite, mit weißer Seide überspannte und mit drei Guirlanden übereinander besetzte Reifrock ihr nicht vortheilhaft war; endlich entstellte sie gerade zu die grüne, vorn offene Robe, deren Schleppe hinten hoch aufgenommen und wulstig aufgebunden war. Durch Alles das bekam das arme kleine Fräulein von Hrzan-Harras ein beinahe lächerliches Aussehen; begreiflich, denn wo die wirklichen Reize nicht vermögend sind, eine Erscheinung zu retten, da müssen die Uebertreibungen der Mode immer zur völligen Niederlage führen. Außer der Frau Prinzeß war im ganzen Saale kein weibliches Wesen, welches Fräulein Claralies nicht lächerlich häßlich gefunden hätte und selbst von den Männern

hatten nur Wenige Scharfblick genug, um deu Reizen des Fräuleins gerecht zu werden, zu diesen Wenigen gehörte zwar nicht der Graf von Pendrecht, wohl aber der Domherr Graf Firmian, der zugleich in dem kostbaren Gemmenschmuck, den Fräulein Claralies trug, einen Schmuck erkannte, den einst die schöne Fürstin Amalia in Carlsbad getragen, der stand er freilich ganz anders! Jedenfalls mußte sich das Fräulein der Gunst der seligen Fürstin im höchsten Grade erfreut haben, denn diese Gemmen gehörten zu den kostbarsten Familien=Kleinodien der Dubocq. Der Domherr beobachtete das Fräulein scharf, er begann ein Gespräch mit der jungen Dame und hatte bald, es war nicht besonders schwer, das einfache, freundliche, zärtliche und genügsame Wesen erkannt, das der Frau Prinzeß vielleicht darum so sehr lieb geworden, weil es durchaus ganz und gar keinen eigenen Willen hatte; welches sich freute, Andern zu gehorchen und nur eine Neigung hatte, die so lebhaft war, daß man sie eine Passion nennen konnte, die Liebe nämlich zu dem jungen Grafen von Pendrecht.

Der Domherr lächelte erst für sich über die kaum glaubliche Naivetät, mit welcher die junge Dame ihre

Liebe an den Tag legte, er begriff aber gleich, daß Fräulein Claralies gewöhnt worden war, so zu sprechen, weil sie damit der Frau Prinzeß eine Freude machte; er lächelte noch über mancherlei, ungeschickte Worte und linkische Bewegungen, aber er erkannte auch bald einen trefflichen, edeln Kern in dem sanften liebebedürftigen Mädchen; er war entschlossen, dieses Fräulein zur Gräfin von Pendrecht zu machen, weil er sah, daß er dadurch die Wünsche Vieler erfüllen werde.

„Weisen Sie mir meinen Platz neben Fräulein Claralies an!“ flüsterte er dem Magister zu.

„Sie gefällt Ihnen?“ fragte der mit glücklichem Lächeln.

„Ich glaube, Ihr seid hier Alle in dieses kleine Mädchen verliebt!“ scherzte der Domherr.

„So ist es!“ nickte der Magister, „nur leider der Herr Graf nicht!“

„Und der soll gar bald von Euch Allen der Verliebteste sein!“ meinte Graf Firmian zuversichtlich.

„Wirklich,“ rief Bodinus doch etwas überrascht, „und wie wollen Sie das bewirken?“

„Wahrlich durch keine Hexerei, lieber Freund,“

erwiederte der Domherr lächelnd, „ich ziehe das liebe Kind etwas anders an und lehre es etwas anders sprechen!“

„Das wird nicht so leicht sein!“ meinte der Magister.

„Leicht oder schwer, ich werde es leisten!“ versicherte der Domherr.

„Gottes Segen für ihre Bemühungen!“ flüsterte der Getreueste der Salvorals, indem er sich entfernte.

Man ging zur Tafel und nahm unter rauschendem Trompetengeschmetter Platz, angeleitet von dem Magister, wiesen Fridusch, Kranz und Strauß den Gästen ihre Plätze an.

An dem kürzern Haken der Tafel saß der Fürst zwischen der Frau Prinzeß und der Gemahlin eines alten Nachbars, dann folgte der Domherr von Firmian und Fräulein Claralies; auf der andern Seite neben dem Fräulein saß ein Dechant vom ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern, eine der schönsten Priestergestalten, die man sehen konnte. Graf Pendrecht hatte am untersten Ende der längern Tafel, so weit als möglich von seiner Familie entfernt, Platz genommen und wie gewöhnlich dadurch einige Verwirrung erzeugt. Es war ihm nämlich im höchsten

Grade peinlich, wenn er irgendwie helfen sollte, die Familie repräsentiren, hergebrachte Sitten und altväterische Gebräuche mitmachen, kurz, wenn er irgend was thun sollte, was nicht ganz im Einklang mit seinen Ansichten von dem modernen, vorurtheilsfreien Staats- und Weltbürgerthum. Dennoch wagte er's nie, dem herrschenden Blick seines fürstlichen Großoheims ungehorsam zu sein, darum suchte er sich seinen Platz stets so entfernt wie möglich von der Tafel Oberstelle und heute befand er sich in bester Laune zwischen zwei Kameraden.

Es war an der Herbstfesttafel vom Anfang an ziemlich heiter, die meisten der Gäste waren ja längst Bekannte, Befreundete oder Verwandte und hatten sich schon oft in diesem Saal getroffen; es war also nicht nöthig erst, Bekanntschaft zu machen, was unsern modernen Festessen, zu denen man mit Vorliebe einen Haufen von Menschen, die sich unbekannt sind, zu versammeln pflegt, jenen halb jämmerlichen, halb albernen Charakter verleiht, der sich wenn's Glück gut ist, doch erst nach dem Braten zu verlieren pflegt.

Einige Fremde sind ein angenehmes Gewürz, im Allgemeinen aber muß eine Gesellschaft untereinander

bekannt sein, wenn sie wirklich ein Fest feiern und sich erfreuen will. Viele Fremde einladen ist stupid und darf höchstens einem Banquier verziehen werden, welcher den bei ihm accreditirten Durchreisenden die „Honneurs“ machen muß.

Weil die Frau Prinzeß bei Tafel fast ebenso wenig zu sprechen als zu essen pflegte, höchstens einige Worte mit den drei Triariern der fürstlichen Dienstmannschaft, Fridusch, Kranz und Strauß, die hinter ihrem Sessel standen, wechselte, so unterhielt sich der Fürst fast ausschließlich mit seiner andern Nachbarin, der greisen Edelfrau, die nur zehn Jahre jünger wie er selbst war. Da der Fürst eine sehr lebhafte Conversation führte, so befand sich der Domherr in der für ihn erwünschten Lage, ausschließlich mit Fräulein Claralies sich unterhalten zu können, auch wurde er in dieser Unterhaltung lediglich gefördert, durchaus nicht gestört, durch den schönen geistlichen Herrn, welcher auf der andern Seite des Fräuleins Nachbar.

Fräulein Claralies speiste mit jugendlichem Appetit, das bemerkte ber Domherr mit großer Freude, welche indessen doch nicht ganz ohne eine leichte Beimischung von Neid war, er war nämlich schon längst ein vorsichtiger

Esser geworden, weil die Stärke seines Magens sich nicht mehr mit seiner Eßlust messen konnte; purpurisch röthete sich des Fräuleins Wange, denn in kleinen, aber ganz herzhaften Zügen hatte sie bald den Becher geleert und sie scheute sich gar nicht, als er abermals mit dem goldschweren Tropfen der Traube von Tokay gefüllt wurde. Es war damals noch eine Freude, mit Damen zu speisen, es galt bei den Schönen noch nicht für „schlechten Ton,' mit Appetit zu essen, gute Speisen zu genießen und mit Geschmack edle Weine zu schlürfen! O! wenn die Damen wüßten, welche Vortheile sie aufgegeben haben, als sie sich angewöhnten nicht mehr zu essen, nicht mehr zu trinken aus Lust und Freude an gut bereiteter Speise und edlem Getränke, sondern nur etwas zu „nehmen," um nicht zu verhungern! Wahrlich, wenn sie wüßten, wie reizend die Gourmandise eine hübsche Frau macht, wie lieblich die Schminke läßt, die vom Tokayer oder Burgunder stammt, sie bekehrten sich wieder zu der frischen fröhlichen Weise ihrer Großmütter und sicherlich, sie stünden sich in alle Wege gut dabei, denn ohne Gesundheit keine Schönheit, der Magen aber, der an nichts gewöhnt ist, der nichts vertragen kann, der ist's,

welcher selbst die robusteste Gesundheit schließlich zu Grunde richten muß.

Zur Zeit der Salvorals aßen die Damen noch und tranken auch; nicht nur die gute Claralies von Hrzan-Harras, sondern Alle an der Tafel ließen es sich trefflich schmecken, das konnten sie auch dreist, ohne ihrer Reputation zu schaden, denn die Salvoral-küche hatte gute alte Traditionen, welche namentlich vom schwarzen Grafen her und von seinem Bruder, dem infulirten Abt von Sanct Wenzel und Florian, stammten. Auch der Keller der Salvorals war einst vorzüglich gewesen, dann aber unter der vormundschaftlichen Regierung der Fürstin Wanda Sabina etwas vernachlässiget worden, seitdem aber hatten ihn Fürst Leopold und Magister Bodinus wieder zu hohem Flor gebracht, namentlich durch einen großen Ankauf von alten Ungarischen, Venediger- und Griechen-Weinen aus dem Lattermann'schen Keller hinter der Tein-Kirche zu Prag, dessen Weine der schwarze Graf bei Lebzeiten so eifrig empfohlen.

„Also Ihnen gehört das weiße Windspiel mit grünem Bande, welches ich gestern im Pallast bewundert habe! Das ist mir wichtig, können Sie

mir sagen, mein gnädiges Fräulein, wo dieses schöne Thier her ist?"

„Sie sollen eins bekommen, hochwürdiger Herr Graf!" antwortete das Fräulein lebhaft, „denn ich höre schon, daß Sie gern einen Hund wie meine Diane haben möchten; ja, das ist ein schönes Thier. Ich war vor zwei Jahren bei meinem Bruder, der hat es mir geschenkt; ich war in das Thier verliebt, aber es wollte nicht bei mir bleiben, vergebens habe ich ihm geschmeichelt, ihm die besten Bissen gegeben, es blieb nicht bei mir und ich wurde ganz traurig darüber. Das sah eines Tages ein sächsischer Forstbeamter, der in Geschäften bei meinem Bruder war und, denken Sie, er rieth mir, das schöne Thier mit einer Peitsche zu schlagen, es einzusperren und ihm dann nur einen Bissen Brod zu geben. Dazu hatte ich nicht den Muth, als ich aber gar nicht vorwärts kam mit meinen Liebkosungen und das undankbare Thier eines Tages gar nach mir biß, da entschloß ich mich, die Mittel des sächsischen Herrn anzuwenden; ich hing das Thier an, schlug es tüchtig mit der Peitsche und sperrte es ein. Ich glaube, die Schläge haben mir ebenso weh gethan wie dem Hunde, am

andern Tage erst ließ ich das Thier heraus und gab ihm Brod, und siehe da! Diane leckte mir die Hände und lief mir nach, ich habe sie nachher nur noch ein Mal geschlagen und nicht sehr, seitdem ist die Diane unzertrennlich von mir! Ist das nicht merkwürdig?"

„Nicht zu sehr, mein gnädiges Fräulein," entgegnete der Domherr lächelnd und innerlich triumphirend über diese kleine Geschichte, „der Hund hat auch darin Aehnlichkeit mit dem Menschen; nehmen Sie einen jungen Mann, doch ich brauche das einer Dame nicht erst zu sagen, Sie wissen nur zu gut, daß Sie Ihre Verehrer und Anbeter nicht durch Gewährungen, sondern durch Versagungen fesseln; je schwerer es einem Anbeter wird, einen freundlichen Blick zu erlangen, desto eifriger bemüht er sich darum; man bewirbt sich nur um Herzen, die schwer zu erobern sind, selbst die edelsten Herzen haben für viele Männer keinen Werth, wenn sie ihnen entgegen getragen werden. Es ist seltsam, aber wahr, Männer werden, wie die Hunde, nur durch harte Behandlung anhänglich, freilich darf das nicht zu weit gehen und je härter einerseits die Behandlung ist, desto süßer muß andererseits der Lohn sein!"

Mit großen verwunderten Augen lauschte diesen Worten das Fräulein von Hrzan-Harras, die gute kleine Claralies war gerade kein Adler, aber es dämmerte doch plötzlich der Gedanke in ihr auf: Könnte ich vielleicht die Aufmerksamkeit des Grafen Pendrecht erringen, wenn ich nicht mehr so freundlich gegen ihn wäre? Sie lächelte leise bei dem Gedanken, denn der Gedanken lächelte ihr; der Domherr aber nickte befriedigt, denn jetzt hatte er sie auf den rechten Weg gebracht.

Das Diner hatte seinen Verlauf, die Hornmusik wechselte mit den damals so sehr beliebten Trompeterstückchen, und immer edler wurden die Weine, welche auf die Tafel kamen; das Gespräch auch zeigte sich immer lebhafter, artete indessen durchaus in kein Geschrei aus, weil eben Jeder nur mit seinen Nachbaren sprach und deshalb seine Lunge nicht anzustrengen brauchte; am allerwenigsten schrieen diejenigen, denen die Augen glüheten und die Wangen brannten, die sich verstohlen unter dem Tafeltuch die Hände drückten und heimlich leise Liebesgrüße mit dem Knie oder mit der Fußspitze tauschten. Auch solche Paare gab es an der Tafel der Salvorals und sie blieben

nicht unbemerkt, aber sie blieben unbelästigt, denn Liebesverhältnisse standen damals unter der Protektion der ganzen Gesellschaft.

Endlich wurde ein reiches Dessert aufgesetzt, eine Fülle von Backwerk, eine Fülle von frischem und candirtem Obst, ein Dessert von der alten guten Art, das eigentlich eine Tafel für sich bildet und dazu floß in die „Goldköpfchen,“ kleine, vergoldete Silberbecher von der Größe einer Tasse, welche in Vermeilschalen, die am Rande mit halben Perlen geschmückt, standen, der ölige Malvasier von den griechischen Inseln.

Nun begann auch das Gesundheittrinken oder Zutrinken, wie's damals Gebrauch war. Man hielt in jener Zeit keine langen Reden, wie's jetzt Sitte ist, man brachte nicht die ganze Gesellschaft in Aufstand, man lief nicht durcheinander, um mit Dem oder Jenem anzustoßen, sondern man trank einander ohne weitere Förmlichkeit mit kurzem Worte zu, aber man trank wirklich sein Glas oder seinen Becher aus, man nippte nicht zimperlich und stieß nicht mit dem leeren Glase an, wie das jetzt Alles erlaubt ist. Es wäre einst eine große Unhöflichkeit gewesen, einer zugebrachten Gesundheit zu Ehren nicht auszutrinken, aber

freilich trank auch Jeder nur die ihm persönlich zugebrachte Gesundheit, die andern brauchte Keiner mitzutrinken, die des Bewirthers und einige andere ausgenommen, solche wurden von Allen getrunken.

Jetzt brachte der Fürst die erste Gesundheit aus, sie lautete: „Regi et Patriae!“ die Trompeten schmetterten drei Mal, während die Gäste riefen: „Vivat Josephus, viva la casa d'Austria!“

Trotz aller Centralisation war noch immer „la casa d'Austria,“ „Haus Oesterreich“ das Vaterland aller dieser edeln Stämme, die Dynastie allein das Allengemeinsame.

Darauf folgten rasch nacheinander folgende Gesundheiten: „Dem Fürsten langwieriges höchstbeglücktes Regiment!“ ferner „Der Frau Prinzeß und der ganzen hohen Familie!“ endlich: „Dem Herrn Magister, Alles was der hohen Familie treu und devot ist!“

Jeder dieser Trinksprüche wurde von einem dreifachen Trompetentusch begleitet und bei diesen Trinksprüchen mußte Jeder austrinken. Darauf aber folgten diejenigen, die nur den Einzelnen galten, diese wurden auch nicht von den Trompeten begrüßt, doch zeigte sich in diesen Sprüchen gerade der Scherz jener Zeit.

„Brave Offiziere und Soldaten!“ brachte der Graf von Pendrecht seinen Kameraden zu.

„Creaturae Dei!“ grüßte der Domherr den Dechanten vom Kreuzherrenorden.

„Aufgehenkt, wer falsch gedenkt!“ rief ein ehrlicher Junker einem alten Freunde zu.

„Cacciatori! Cacciatori!“ trank der Fürst seinem Oberförster zu.

„Uns wohl, Niemandem übel!“ grüßte er seinen getreuen Bodinus.

„Je länger, je lieber!“ lautete der Gruß an ein alterndes Ehepaar.

„Was zusammen gehört!“ klang es einem jungen Liebespaar zu.

„So viel Tropfen im Glas so viel glückliche Jahre!“ hieß es hier.

„Schönheit tröstet schön!“ tönte es dort einer Dame entgegen.

„Aber Treue tröstet besser!“ lautete die Antwort.

So war's der Väter Brauch beim Zutrinken; allerliebst war es im Grunde, daß alle diese Sprüche eigentlich auch feststehende waren und daß sie keineswegs im Augenblick von der Gesellschaft improvisirt

wurden; das kam freilich auch wohl vor, aber in Wirklichkeit doch weit seltener, als man meinen sollte; faktisch hatte jeder Gesellschaftskreis seine Anzahl von Trinksprüchen, die nur sehr langsam vermehrt wurde, der Witz bestand darin, daß man aus der Zahl der vorhandenen Sprüche den möglichst passenden sofort aufzufinden wußte. Es sieht das freilich nicht sehr geistreich aus, dafür aber war's um so lustiger.

Als endlich Keiner mehr eine Gesundheit ausbrachte und etliche alte Herren sich gar zu sehr in allerdings höchst merkwürdige, wiewohl sehr glaubhafte Jagdgeschichten vertieften, da gab der Fürst einen Wink und nun brachte man ihm den „Handwasch;" ein letzter Rest fürstlicher Etikette aus einer Zeit, in welcher man sich beim Essen noch vielfach der Hände selbst bediente, was dann natürlich einen „Handwasch" nöthig machte. Der Fürst tauchte seine Fingerspitzen in die silberne Schüssel, welche ihm Kranz und Strauß präsentirten, Fidusch reichte ihm die Handquele, die mit Spitzen reich besetzt war.

Darauf erhub sich der alte Herr und seine Gesellschaft mit ihm, der Dechant von Talbietla aber, der das „benedeite" gesprochen, betete nun auch das

„gratias." Nach dem Gebet zog sich der greise Fürst, von seinen Dienern mehr getragen als geführt, in seine Gemächer zurück, während die Frau Prinzeß die Gesellschaft ersuchte, ihr noch ein Stündchen in der Kaffeestube Gesellschaft zu leisten. Das nämlich gehörte auch ganz nothwendig mit zur Feier des Salvoral'schen Herbstfestes, daß in seinem besondern Gemach, welches deßhalb die Kaffeestube genannt wurde, dieser Trank eingenommen wurde. Ehedem kleidete man sich nach dem Kaffee noch zum Ballfest um, der Ball war aber schon seit dem Tode der Fürstin Amalia unterblieben, doch wurde alljährlich bemerkt, daß der Ball wieder statt finden werde, sobald der Herr Graf von Pendrecht sich vermählt habe.

„Werden wir nächstes Jahr endlich wieder einen Ball haben, Herr Graf Pendrecht?" wendete sich der Gäste Einer an den jungen Erben der Salvorals, der mit dem Domherrn von Firmian die große Treppe hinaufstieg.

„Ich denke noch nicht daran!" entgegnete Graf Pendrecht unwillig.

„Das ist unrecht von Ihnen, schon unseres Balles wegen!" erwiederte der Frager.

„Es ist unrecht von Ihnen, wirklich," flüsterte der Domherr seinem jungen Freunde zu, „denn da Sie doch ein Mal heirathen müssen, Herr Graf, so sollten Sie die Sache so zeitig als möglich abmachen, später ist das oft sehr störend!"

Mit einem beinahe albernen Gesicht sah Graf Pendrecht den Domherrn einen Augenblick an, dann sagte er leise: „Wir müssen darüber sprechen, wollte schon neulich mit Ihnen davon reden!"

Der Domherr nickte und sprach für jetzt kein Wort weiter davon, er wußte, daß er genug schon erreicht hatte. In der That war es für den jungen eheschenen Herrn von Wichtigkeit zu wissen, daß der von ihm so hochverehrte Domherr von Firmian seine Vermählung für eine unumgängliche Nothwendigkeit halte. Er hatte bis dahin geglaubt, es sei möglich, daß er sich der Ehe entziehen könne, von dem Augenblick an glaubte er das nicht mehr, das aber war ein erster und großer Erfolg für die Pläne Firmians, der vor Begierde brannte, dem Hause Salvoral einen Dienst von Bedeutung dadurch zu leisten, daß er ihm Fortpflanzung und Dauer ermögliche.

Das Gespräch in der Kaffeestube war sehr lebhaft

und Firmian sah mit höchstem Vergnügen, daß Fräulein Claralies eine Tasse Kaffee, welche sie im Begriff war dem Grafen von Pendrecht zu reichen, einem geistlichen Herrn präsentirte; der verwöhnte junge Herr, welcher schon die Hand nach der Tasse ausgestreckt hatte, schaute befremdet, beinahe unwillig, auf die junge Dame, doch diese schien seinen Blick nicht zu bemerken, sondern wendete sich gleichgültig ab.

Der Domherr rieb sich die Hände, denn offenbar dachte Fräulein Claralies an ihr Hündlein Diane und an seine bei Tisch gemachten Bemerkungen, ei! es war dem Fräulein schwer geworden, die Peitsche gegen ihre Diane zu erheben, endlich hatte sie es doch gethan, — es mochte ihr noch schwerer werden, sich hart oder gleichgültig zu stellen gegen den Mann, den sie liebte, aber sie that es endlich doch. Gebt nur den Frauen einen wirklich guten Rath, sie werden stets Muth, Kraft und Besonnenheit genug haben, ihn auszuführen und sich nicht durch so viele Bedenklichkeiten irre machen lassen, wie die meisten Männer.

Endlich wurden die Wagen der Herrschaften gemeldet, das Herbstfest war zu Ende!

Wie viele Jahre lang war Sanct Hedwigstag

auf Talbietla=Schloß in Saus und Braus, in Prunk und Pracht gefeiert worden; die hohe Seigneurschaft des Fürsten hatte sich dabei in vollem Glanz entfaltet und mit dem Herrn hatten sich Vasallenschaft nnd Lehnsmannenthum vereinigt, sie hatten geprunkt und getrunken, getanzt und geglänzt, gejubelt in die Nacht hinaus, daß es weit hineinklang in's Land und sie thaten wohl daran, denn sie hatten Recht, ihre Stimmen zu erheben, sie waren die Herren im Lande zu Böheim. Dann war eine andere Zeit gekommen, die Pracht und der Prunk waren noch größer als vorher, man sonnte sich noch immer im Strahl stolzer Selbstherrlichkeit, aber man schrie seinen Jubel nicht mehr laut in's Land hinaus und man that klug daran, denn es gab schon eine Menge von pfiffigen Leuten da draußen, die es gut genug wußten, daß die reichen Herren mit den alten berühmten Namen doch nicht mehr die Herren im Lande zu Böheim waren, wenn sie es auch selbst noch glaubten. Auch diese Zeit war vorüber, von Prunk und Pracht war nichts mehr zu sehen, bei dem Herbstfest auf Talbietla=Schloß, die Gesellschaft versammelte sich ohne viel Aufsehen bei dem trefflichen Diner, welches der Fürst gab, man

dachte vergangener Zeiten, scherzte und ließ sich's wohl sein, Jeglicher nach seiner Art; aber nicht einmal eines Ballsaal's erleuchtete Fenster warfen den Schimmer des Salvoral-Festes hinaus in das böhmische Land, es war schon ein stilles, fast bürgerliches Fest geworden und das konnte nicht anders sein, denn nicht nur die klugen Leuten draußen, die Schreiber und Beamten wußten es, jetzt wußten es die böhmischen Grandseigneurs selbst, daß sie nicht mehr Herren waren wie ehedem!

So kam's, daß die Salvorals Sanct Hedwigs-Tag also still feierten.

IV.

Seltsame Geschichten.

„Ist uns in alten Mähren
Wunder's viel gesagt.“

(Nibelungenlied.)

Viertes Capitel.

Seltsame Geschichten.

In frühern Jahren, als dem Fürsten von Salvoral seine Gesundheit noch gestattete, das edle Waidwerk zu üben in seinen weiten Bann-Forsten, war er mit seiner Gemahlin alljährlich schon um Bartholomäus in Talbietla eingetroffen, um etliche starke Hirsche zu schießen; der Aufenthalt dauerte dann gewöhnlich bis in's künftige Jahr hinein und die fürstliche Familie kehrte erst zum Carneval nach Prag zurück. Nach und nach, besonders seitdem des Alters zunehmende Beschwerden den Fürsten hinderten, sich dem Jagdvergnügen zu widmen, war das anders und der Aufenthalt in Talbietla immer kürzer geworden;

seit dem Tode der Fürstin Amalia zumal kam der Fürst fast nur noch zum Herbstfest nach dem Hauptschlosse seiner Besitzungen und pflegte am folgenden Tage schon nach Prag zurückzukehren.

So war es auch für dieses Jahr beschlossen und demgemäß die nöthigen Befehle ertheilt, als ein plötzlicher Podagra-Anfall, der den Fürsten in der Nacht nach dem Feste traf, die Abreise verhinderte.

Da der Anfall an sich weiter nichts besorgliches hatte, sondern den Fürsten eben nur zwang, sich ruhig zu verhalten, so erregte der Umstand, welcher die Abreise zu verschieben zwang, beinahe allgemeine Befriedigung in der fürstlichen Familie; denn die Frau Prinzeß war gar zu gern auf Talbietla-Schloß, sie fühlte sich hier, wo ihr Vater, wo ihre Mutter, ihre Töchterchen begraben lagen, wo sie den besten Theil ihrer Jugend mit dem frommen Pater Lattermann verlebt hatte, viel heimischer, als in dem Palais auf der Prager Altstadt; ihr Sohn, der Graf Pendrecht, liebte zwar Talbietla-Schloß an sich nicht besonders, denn die feudalen Erinnerungen waren ihm hier im Wege, mochten sie ihn incommodiren oder zu Zeiten auch imponiren! dieses Mal aber war's ihm recht,

zu bleiben, da er in der Nähe Offiziere, Kameraden hatte, die ihm zusagten; zu denen ritt er auch am andern Tage gleich hinüber, während seine Ahnherren unzweifelhaft an seiner Stelle auf die Jagd geritten wären. Graf Pendrecht war, obwohl ein trefflicher Schütz, doch kein passionirter Jäger; — Fräulein Claralies war überall gern, wo Graf Pendrecht war, sie, die sonst sanfte, mitleidige Seele, hörte mit einem gewissen Behagen von dem Podagra-Anfall des von ihr so hochverehrten Fürsten, denn es war eine Ahnung in ihr, welche ihr sagte, daß dieser verlängerte Aufenthalt auf Talbietla-Schloß von günstigen Folgen für ihre Liebe sein werde. Magister Bodinus freute sich seinerseits des Aufenthaltes, einmal weil er Talbietla von Herzen liebte, dann aber weil er stets eine Menge von Geschäften hier hatte, die er am liebsten persönlich ordnete; überdem es auch ganz hübsch fand, daß er bei dieser Gelegenheit dem alten Freunde, dem Domherrn einen Blick in die große geschäftliche Bedeutung seiner Stellung thun und ihn einige seiner Lieblingsschöpfungen bewundern lassen konnte. Domherr Graf Firmian erklärte selbst mit ihm eigenen Sicherheit, daß er diesen Aufenthalt

bestens benutzen werde, zur Lösung der großen Aufgabe, deren er sich unterzogen, er versicherte dem Magister allen Ernstes, daß Graf Pendrecht nur als Bräutigam nach Prag zurückkehren dürfe. Bodinus wünschte zwar von Herzen Gelingen, doch theilte er nicht ganz die unverwüstliche Zuversicht seines Freundes, zumal da der Graf Pendrecht in den ersten Tagen sich nur auf kurze Augenblicke bei seinem Großoheim und den Damen sehen ließ und immer gleich nach der Tafel in die nächste Garnison ritt.

Es war am vierten oder fünften Tage des also verlängerten Aufenthaltes in Talbietla, als die Gesellschaft im Zimmer des Fürsten vereinigt war und mit großer Behaglichkeit dem hohlen Brausen des Herbststurms lauschte, der in mächtigen Stößen über die waldigen Berggipfel herniederfuhr und gegen die festen Thürme und Mauern des Schlosses wüthete. Die Fensterscheiben klirrten leise und große Regentropfen flossen daran nieder, die der Sturm von Zeit zu Zeit klatschend dagegen warf. Es war so ein recht wüstes Herbstwetter draußen, das den Aufenthalt im behaglichen Zimmer doppelt angenehm und heimisch machte.

Und behaglich war das Zimmer des greisen Fürsten allerdings, der die leidenden Füße in Wildfelle eingehüllt am freundlich leuchtenden Kaminfeuer saß und sein Leiden mit dem guten Humor eines Podagristen trug, der sich längst in das Unvermeidliche ergeben hat, der nur noch darnach strebt, sich so gut wie möglich mit dem schlimmen Gast einzurichten.

Die Frau Prinzeß saß auf einem hochlehnigen Sessel in einer Fensternische, ihr zu Füßen auf einem Schemel das Fräulein von Hrzan-Harras; beide waren gleich eifrig an einer der wunderbaren Stickereien beschäftigt, an denen die Geduld unserer Großmütter und Aeltermütter Jahre lang zu arbeiten vermochte und so Riesenwerke der Ausdauer schuf, von denen die stets nach Neuem begierigen Modedämchen unserer Tage gar keine Begriffe mehr haben. In den alten Familienschlössern giebt es wandhohe Bilder, die nicht gemalt, sondern von den zarten Händen der Schloßfrauen Stich für Stich sauber und kunstreich genäht sind.

Fräulein Claralies sieht heut gar nett und anmuthig aus, denn sie ist ganz einfach in eine schlichte blaue Robe mit weißen Schnüren und Spitzen ge-

kleidet. Das ist eine Folge der Lehren, die ihr der Domherr gegeben, ohne daß sie es selbst weiß; der feine Kenner der Frauen hat aber entschieden recht gehabt, denn Fräulein Claralies gehört zu denjenigen weiblichen Wesen, die sich so schlicht als möglich kleiden müssen, wenn sie gefallen wollen, denen Schmuck und Putz zum Nachtheil gereichen.

In der andern Fenster-Embrasüre steht Graf Pendrecht mit dem Magister Bodinus in ein halblaut geführtes Gespräch vertieft, während der Domherr sich neben dem Fürsten auf die Lehne eines Sessels stützt und mit dem Augenglase die Porträts an der Wand betrachtet, über welche er mit dem alten Herrn spricht.

Diese Porträts verrathen durchaus wieder den Geist, der die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts beseelte; es sind die Porträts der Freunde des Fürsten, aber jeder ist in besonderer Tracht gemalt, in der Tracht der Beschäftigung nämlich, die, so zu sagen, sein Steckenpferd. Da war ein Graf Trautmannsdorf im Kostüme eines Jägers, ein Graf Wurmbrand als Fischer, der Oberst-Kammergraf Sauer mit dem Schurzfell und dem sonstigen Gezeug eines Berg-

manns, ein Graf Kinsky mit der Fahne in der Hand, seine Krieger zum Sturm führend, ein Chotek mit einem Buche in der Hand, ein Nostitz ein wildes Roß bändigend, kurz, Jeder erschien so, daß man seine Lieblingsneigung augenblicklich zu erkennen vermochte; der um die Verbesserung der Schulen in Steiermark sehr verdiente Graf Rindsmaul hatte sich sogar porträtiren lassen, wie er in einer Schule die Kinder examinirt.

War der Fürst stolz auf diese allerdings eigenthümliche Porträtsammlung, so war der Domherr beinahe nicht weniger erfreut über den Gedanken und nahm sich sofort vor, eine ähnliche Sammlung von Porträts seiner Freunde anzulegen. Das aber sagte er nicht, um den alten Fürsten nicht gar zu stolz zu machen.

„Bleibst Du heute bei uns, Franz, mein liebster Sohn?" fragte die Frau Prinzeß mit ihrer ernsten Freundlichkeit, denn die Zeit war vorüber, zu welcher an den vorhergehenden Tagen Graf Pendrecht das Schloß verlassen.

Auf die Frage seiner Mutter war der junge Mann einen Schritt vorgetreten um zu antworten, das

Wort aber blieb auf seinen Lippen und staunend lauschte er.

„Gewiß wird der Graf heute bei uns bleiben,“ sprach Fräulein Claralies zur Prinzessin, „denn es ist ja so rauhes Wetter!“

Dunkelroth wurde der junge Mann, beinahe hätte er sich so weit vergessen, mit dem Fuße zu stampfen.

„Fräulein von Hrzan-Harras,“ sprach er vor Aufregung stammelnd, „Fräulein, meinen Sie, daß ich mich vor dem Wetter fürchte? Halten Sie mich für so weichlich?“

„Mein liebster Sohn!“ rief die Prinzessin in einem Tone und mit einem Blicke, der zugleich tadeln und begütigen sollte, denn die Aufregung des jungen Mannes war so wahrnehmbar, daß auch der Magister Bodinus rasch herantrat und seine Hand leise auf die Schulter des Grafen legte.

Fräulein Claralies aber beugte ihr Köpfchen tief nieder auf die Stickerei.

„Ich wollte mich der gnädigen Frau Mutter eben empfehlen,“ fuhr der Sohn, dem man den Zwang, den er sich anthat, nur zu deutlich ansah, nicht eben

verbindlich fort, „auf Wiedersehen, mein Oheim, Herr Graf, lieber Herr Magister, auf Wiedersehen!“

Damit ging er hastig hinaus.

„Er ist doch wirklich zu unartig gegen mich,“ klagte Fräulein Claralies der Prinzessin leise, „nicht ein Mal Abschied von mir zu nehmen!“

„Sie hatten ihn gereizt, mein armes Kind, Sie wissen ja, wie sehr er sich im Trotz gegen das Wetter, im Trotz überhaupt gefällt!“ entgegnete die Mutter, ihren Sohn vertheidigend, legte aber doch zugleich auch tröstend ihre Hand auf den Kopf des Lieblings.

Der Magister warf einen traurigen Blick auf den Domherrn, als wolle er sagen: Du hast eben keinen Grund, Dich der besonderen Fortschritte Deiner Pläne zu rühmen! Der Graf aber nickte ihm ermunternd zu und rieb sich siegesgewiß die Hände, der weltgewandte Mann wußte gut genug, daß Gleichgültigkeit viel schwerer zu überwinden ist, als Mißstimmung. Noch vor acht Tagen war es nicht möglich, daß Graf Pendrecht mißgestimmt gegen Fräulein Claralies sein konnte, so gleichgültig war sie ihm, die Dinge hatten schon ein ganz anderes Ansehen gewonnen, die Gleichgültigkeit des jungen Mannes war durchaus gebrochen.

Uebrigens schwelgte der Domherr nicht lange in seinem Siege, denn er bemerkte, daß der alte Fürst, noch reizbarer durch sein Leiden als sonst, höchlich verletzt durch das bruske Benehmen seines Großneffen war und sich nur aus Rücksicht für den Gast abhalten ließ, seinem Unwillen Luft zu machen. Er sprach halblaut etwas von „knabenhaftem Wesen" und focht heftig mit seiner Krücke.

Als sicherer Weltmann bemühete sich der Domherr der Gesellschaft über diese Verstimmung hinweg zu helfen und erzählte sofort, an eins der Bilder, auf welchem ein Hund zur Seite des Herrn stand, anknüpfend, eine heitere Geschichte von einem Hunde.

Dieses Manöver gelang ihm vortrefflich, wenigstens bei dem alten Herrn, auf den es auch zunächst berechnet war, derselbe entsann sich sofort mehrerer ähnlicher, oder auch anderer Geschichten von Hunden und ließ sich endlich den Balbinus*) reichen, den er den Tacitus Böhmens zu nennen beliebte, in welchem sich eine seiner Meinung nach ganz treffliche Hunde-

*) Bohuslav Aloys Balbinus, geb. 1621 zu Königgrätz, gelehrter Jesuit, Reisender. Schrieb: Epitome rerum bohemicarum, Miscell. histor. regi Bohem. und Bohemia docta.

geschichte finden müsse. Er blätterte eine Weile und bat dann den Magister zu lesen, Fräulein Claralies aber erhob sich leicht, eilte herbei, nahm das Buch aus der Hand des Fürsten und las mit einem Eifer, der dem Fürsten schmeichelte, dem Domherrn aber, der den Grund des Eifers zu kennen glaubte, ein Lächeln entlockte.

Die Geschichte aus dem gelehrten Jesuiten-Pater Balbinus, dem Tacitus Böhmens, welche Fräulein Claralies mit solchem Eifer las, lautete: „Wir hatten in unserm Collegium zu Krumau im Jahre 1663 einen Hund, der beinahe ausschließlich vom Diebstahl lebte. Grau von Farbe, schien er von der Natur selbst durch die rothen Flecken seines Felles gezeichnet. Bei spärlichem Haarwuchs fiel er zuweilen auf durch den kahlen Kopf (nicht ohne Ursache sprechen die Poeten von den Listen der Kahlköpfe) und durch seine ernste würdige Haltung. Mit andern Hunden unterhielt er keinen Verkehr, desto mehr Aufmerksamkeit widmete er den Menschen, absonderlich ihrem Augenspiel, und den Menschen ist hinwiederum seine Enthaltsamkeit ein Gegenstand der Bewunderung geworden. Die Speise, so der Koch ihm reichte, wies

er stets mit allen Zeichen des Ekels zurück. Dafür wußte er reichlich sich zu entschädigen, es durfte nur der Küchen-Vorstand den Rücken ihm wenden, und durch alle Töpfe machte der Hund die Runde, ohne doch vollständig einen zu leeren. Daß er bestohlen werde, hat zum Oeftern der Koch beklagt, einen Dieb aber niemals betroffen, am allerwenigsten in Betreff des vierfüßigen Stoikers einen Verdacht genährt, bis er einstens, unverhofft zu seiner Werkstätte zurückkehrend, den Hund betraf, wie er mit Kopf und Hals in einem Topfe steckte. Eng war der Topf, fest geklemmt durch ein unerwünschtes Zusammentreffen das Thier. Anstatt mit einiger Vorsicht aus der Schlinge sich zu ziehen, warf es rasch den Kopf mit sammt seiner unbequemen Fassung in die Höhe. Der Mütze glühender Inhalt fiel ihm auf Schnauze, Brust und Pfoten, während der Koch im gerechten Eifer den nächsten Prügel ergriff und damit vordersamst auf des Frevlers Haupt das Irdengeschirr zerschlug. Vom Heerde ließ der Dulder sich fallen, zum Boden duckte er sich, um in bewundernswürdiger, einem Spartaner angemessener Ergebung, nur dann und wann ein leises Stöhnen vernehmen lassend, alle von dem zürnenden Koch ge-

spendeten Hiebe zu ertragen, bis dieser, durch die nie gesehene Unterwürfigkeit gerührt, endlich einhielt, worauf dann der Hund sittsamlich sich erhob, des scharfen Richters Hände leckte, und in den freundlichsten Gebärden Pardon zu rufen schien. Der wurde denn auch bewilligt, in solcher Weise, daß der Koch sogar sich herabließ, des Verbrechers Haupt zu säubern, die Brühe ihm abzuwischen. Das Stehlen aber hat der Hund, trotz der bittern Lehre, nicht lassen können, nur daß er von dem an die engen Töpfe, überhaupt des Collegiums Küche mied, dafür um so fleißiger die Stadt ausbeutete. An Sonn- und Festtagen absonderlich wußte er genau die Stunden, welche die Hauseigenthümer, ihre Familien und Gesinde zur Kirche riefen, wo dann höchstens ein Kind oder eine altersschwache Person das verlassene Haus, dessen Thüre in der Regel nur angelehnt, bewachte. Dann hielt der Spitzbube förmlich die Runde und was ihm zusagte, wurde verschlungen. Ueber einer solchen Runde kam er, während die gesammte Bevölkerung der Stadt in der Fronleichnams-Procession geschaart, zu des Richters Sporeigl Haus. Daheim war die Köchin geblieben, aber für einen Augenblick hatte sie die Küche

verlassen; den Augenblick, den Braten am hölzernen Spieß erfaßte der Hund, doch fest am Spieß hielt der Braten. Berechnend, daß zu schwierig das Losreißen, daß über der Arbeit die Köchin ihn betreffen könnte, ergriff der Räuber mit den Zähnen des Spießes oberes Ende, und also aus den Kloben ihn hebend, hat er ihn, zu sammt dem werthvollen Anhängsel zur Hausthüre geschleift, die Straße erreicht, wie eben die Prozession vorüberzog. Gelächter, Zorngeschrei, Verwünschungen, Wehklagen verlauteten von allen Seiten, allein dem bissigen Hunde war die Beute nicht zu entreißen, und im schnellen Lauf erreichte er das Collegium. Hier, in dem Port der Sicherheit, hat er verzehrt, was für ihn nicht gebraten, in dem Bratspieß den kommenden Geschlechtern ein Monument seiner verwegenen Raubsucht zurücklassend. Viele Streiche der Art sind noch vorgekommen, nicht allezeit glücklich ausgefallen, übel zugerichtet kam vielmalen der Dieb nach Hause, jetzt am ganzen Leibe gebrüht mit heißem Wasser, ein andermal hinkend, ein andermal mit zerschlagenem Kopfe, bis dergestalt die Anklagen und Beweise sich häuften, daß Gericht gehalten werden mußte über den Frevler. Cum nullam emen-

dationem malifica natura promitteret, ist er mit absoluter Stimmenmehrheit dem Scharfrichter überliefert worden."

Mit einer kleinen, allerliebsten Verbeugung gab Fräulein Claralies, nachdem sie gelesen, dem Fürsten das Buch zurück, der ihr dankend die glühend rothen Wangen streichelte.

„Da haben Sie, mein bester Graf Firmian," wendete sich der Fürst zu dem Domherrn, „zu gleicher Zeit eine Probe von der schalkhaft naiven Schilderungsweise unseres böhmischen Historikers, von der Uebersetzungskunst unseres gemeinschaftlichen Freundes Bodinus und von dieser lieben jungen Dame Geschicklichkeit im Vorlesen!"

Hätte der Fürst nun auch die Kunst des Hörens der beiden Andern gelobt, dann hätte er die Höhe des gesellschaftlichen Tones jener Zeit erreicht, denn er hätte dann wirklich allen Anwesenden zu gleicher Zeit etwas Verbindliches gesagt.

Der Domherr wollte eben etwas erwidern, was sicher nicht weniger verbindlich gewesen wäre, wenn nicht plötzlich die Frau Prinzessin, die sich doch sonst fast nie ins Gespräch zu mischen, sondern immer still

zuzuhören pflegte, das Wort genommen und beinahe heiter gesagt hätte: „Sie haben da so viel von Hunden gesprochen, vielleicht kennen die Herren auch das Hündchen von Liuxula?"

Die Herren mußten bekennen, daß sie nicht die Ehre dieser Bekanntschaft hätten.

„Dem geht's wie dem Hündchen von Liuxula!" fuhr die Frau Prinzessin fort, „oder dem wird's gehen wie dem Hündchen von Liuxula! das ist ein Sprichwort bei den Schweden, welches ich auch oft genug aus dem Munde meines lieben seligen Herrn vernommen. Wie aber ging es dem Hündchen von Liuxula? so habe ich meinen seligen Herrn gefragt, der dagegen hat mir erzählt, daß Liuxula ein Schloß an einem Fluß gelegen, auf der andern Seite des Flusses lag das Amthaus und beide waren durch eine Brücke verbunden; da hat nun das Hündchen von Liuxula die Entdeckung gemacht, daß die Herrschaft im Schloß sich gerade dann zur Mahlzeit niedersetzte, wenn drüben an der Brücke der Amtmann vom Mittagsessen aufstand. Diese Entdeckung hat sich das Hündchen zu Nutze gemacht, seinen Lebenswandel gänzlich darnach geordnet. Täglich lief es kurz vor

zwölf Uhr über die Brücke in's Amthaus, dort theilnehmend am Schmause in behaglicher Sicherheit, bis es kurz vor ein Uhr nach dem Schloß zurückkehrte, wo Niemand ahnete, daß es sich jetzt beim zweiten Schmause betheilige. Solche doppelte Atzung hat dem Hündchen ungemein wohl gefallen. Da kam, ich weiß nicht wie, in die Zeitrechnung eine Störung, die Mittagsglocke wurde nicht mehr gezogen, das Hündchen, das gewohnte Signal nicht vernehmend, verpaßte die Zeit und kam in's Amthaus als dort schon abgetragen, harrte vergebens eine Stunde und kehrte dann traurig in's Schloß zurück, wo es zu seinem tiefsten Schmerze hinwiederum nur geräumte Tische und leere Schüsseln fand. Seitdem sagen die Leute in Schweden, wenn Einer überall zu spät kommt, dem geht es wie dem Hündchen von Liuxula. Also aber hat's mir mein lieber seliger Herr erzählt."

Als die Prinzessin schwieg, fand der Domherr das Hündchen von Liuxula weit interessanter noch als den frechen räuberischen Collegiumshund des Paters Balbinus, wofür ihn die Prinzessin dankend anblickte, denn es schien ihr, als sei damit ihrem verewigten

Gemahl eine Freundlichkeit erwiesen und dafür war sie immer dankbar vom ganzen Herzen.

„Es ist merkwürdig,“ begann plötzlich der Magister Bodinus, indem er aufstand und sich mit der linken Schulter leicht an die Kaminleiste lehnte, „wie die Herrschaften hier von allerlei Hunden erzählen und sich gar nicht erinnern, daß in diesem alten Podiebradschlosse ein Hund noch heute sein Wesen treibt, oder treiben soll,“ der Magister verneigte sich seltsam lächelnd vor dem Domherrn, „welches ohne Zweifel merkwürdiger ist als, das sei mit aller Devotion vor der durchlauchtigen Frau Prinzessin bemerkt, selbst das Hündchen von Liuxula!“

„Das ist gut, lieber Bodinus,“ bemerkte der greise Fürst, „es ist heute g'rade ein Nachmittag, diese merkwürdige Geschichte zu erzählen, Sturm und Regen gehört dazu, es war ein eben solcher Nachmittag, vor fünfzig Jahren etwa, als der treue Pater Lattermann, gesegnet sei sein Andenken! uns diese trübe Begebenheit vortrug. Es war in diesem Zimmer auch, welches damals meine selige Frau Mutter bewohnte; zu jener Zeit sah es etwas wüste hier aus, wie fast immer in den Zimmern, welche Blinde be-

wohnen und meine Mutter hatte das Unglück betroffen, blind zu werden. Dort im Fenster saß Dein seliger Vater, meine liebe Franzele, Deine selige Mutter saß hier am Kamine neben dem Pater Lattermann, ich stand hinter meiner Frau Mutter, auf deren Stuhllehne mich stützend. Der Pater Lattermann erzählte die Geschichte, ganz wie er sie später aufgeschrieben hat; es ist mir lieb, diese merkwürdige Begebenheit noch ein Mal zu hören vor meinem Ende und meine liebe Franzele ist ja wohl nicht schreckhaft, wie aber ist's mit unserer guten Claralies?"

„Ich fürchte mich nicht," entgegnete das junge Mädchen, „wenn ich bei meiner Maman bin!" dabei legte sie ihr Köpfchen auf der Prinzessin Knie und blickte freundlich auf zu ihr.

„Um welche Begebenheit handelt es sich?" fragte die Prinzessin leise vor sich hin sprechend, „ich weiß nicht was die Herren meinen!"

Laut aber sagte sie nichts.

„Erzählen Sie, lieber Bodinus!" mahnte der Fürst, „unser Freund, Graf Firmian, weiß vielleicht die Erklärung zu finden für eine Begebenheit, die uns ebenso räthselhaft geblieben ist, wie unsern Vätern!"

Diese letzte Bemerkung war nicht ohne Bosheit, der Domherr erwiderte sie aber nur durch eine leichte Verbeugung.

Auf solche Aufforderung des Fürsten begann Magister Bodinus mit tiefem Ernst: „Als ich vorher des Hundes gedachte, von welchem in meiner Geschichte die Rede sein wird, hatte ich's kaum ausgesprochen, als ich es auch schon bereute, an diese Begebenheit erinnert zu haben, aber es ist nun ein Mal geschehen und ich will mich bemühen, ganz in der einfachen schlichten Weise zu sprechen, wie der selige Pater Lattermann in seiner von mir so oft gelesenen Niederschrift. Bei den ehrwürdigen Vätern Franziskanern, so erzählt Pater Lattermann, war ich mit dem Grafen George Franz von Podiebrad, dem ältern Bruder des nachmaligen ersten Fürsten von Salvoral bekannt geworden, wir waren Studiengenossen und fanden gegenseitig unser Gefallen im nähern Umgang, wir lasen zusammen die bewährtesten Schriften der Alten. Schon öfter hatte mich der Graf eingeladen, ihn zu besuchen zu Talbietla auf seiner Väter Schloß, so vor Zeiten ein Sitz war des großen Königs Georg von Podiebrad, der mit Nichten ein Ketzer gewesen, wie ihrer

Viele, der Dinge unkundig, behauptet haben; solcher Einladung gab ich denn nach in lieblicher Frühlingszeit, die nicht wenig dazu beitrug, die fröhliche Stimmung zu erhöhen, mit welcher ein heiterer junger Gesell eine solche Wanderung zu unternehmen pflegt. Auf Talbietla-Schloß wurde ich von meinem Freunde mit offenen Armen empfangen, auch mir als einem Gelehrten große Ehre erwiesen von der zahlreich versammelten Gesellschaft, wie denn der hohe Adel in unserem lieben Lande zu Böheim allezeit der Wissenschaft und ihren Jüngern günstig gewesen. Schloß Talbietla war damals der Mittelpunkt fröhlicher Geselligkeit für die ganze Umgegend, denn Graf George Franz war eben zu seinen Jahren gekommen und hatte die Regierung der großen Erbgüter seines Hauses guter Dinge angetreten. Ich war fröhlich mit den Fröhlichen und hätte mich über gar nichts zu beklagen gehabt, wenn mir nicht die große Gesellschaft das Zusammensein mit meinem Freunde in traulichem Zwiesprache gar zu selten vergönnt hätte. Dafür waren wir Beide aber unseres Alleinseins um so froher, wenn es uns vergönnt war. Oft benutzten wir die Spaziergänge, um uns von den Andern zu entfernen

und unsere Gedanken auszutauschen. So war es an einem sonnigen Vormittage im Mai geschehen, wir waren weit hinter der andern Gesellschaft zurückgeblieben, erst scherzend und lachend über alte Geschichten, dann von dem Schloß-Bau redend, den der Graf hier vornehmen wollte. Er wollte meinen Rath haben und führte mich zu einer kleinen Bodenerhebung im Süden des Schlosses, welche man den Reiterberg nannte. G'rade vor uns stand der alte Podiebrad-Bau und die noch ältere Burg, selbst die dunkeln Thürme und die drohenden Zinnen sahen heute lustig aus in dem hellen Sonnenschein; anmuthig an den Burgberg geschmiegt lag das Städtlein und weiter links die uralte Sanct Georgen-Kapelle, wo nach dem überkommenen Brauch die Särge der Podiebrad's eine Nacht vor dem Altar stehen, bevor man sie einstellt in die Erbgruft der Dechanteykirche zu Talbietla; der Graf erklärte mir, daß er eine Allee anlegen wolle und bezeichnete mit den Punkt, von dem aus dieselbe zum Portal des neuen Schlosses, das noch zu erbauen war, führen sollte. Während er nun also sprach und erklärte, sah ich plötzlich einen großen schwarzen Hund den Schloßberg hinunter lau-

fen, ich weiß nicht wodurch der Hund meine Aufmerksamkeit erregte und fesselte, denn er hatte in seiner äußeren Erscheinung nichts Auffallendes. Er lief nach dem Städtchen zu und ich vermochte meine Augen nicht von ihm abzuwenden, endlich verschwand er hinter einem Gebüsch. Graf George Franz hatte ihn nicht bemerkt, denn er sprach ruhig weiter, mir seine wohlüberlegten Verschönerungspläne entwickelnd. Ich hatte den Hund schon wieder vergessen, als ich ihn plötzlich auf's Neue wieder erscheinen sah, er lief jetzt auf einem gewundenen Pfade der Sanct Georgs-Kapelle zu. Der Hund verschwand unter der Thür der Kapelle. Die mir unerklärliche Bewegung, welche mich gleich beim ersten Anblick des Hundes ergriffen, steigerte sich, als ich ihn zum zweiten Male wieder sah, ich hörte nicht mehr auf die Worte meines Freundes, ein kalter Schauer überlief mich und nur mit Mühe verbarg ich dem Grafen meine, mir selbst ganz unerklärliche Erschütterung. Weder der schöne Morgen noch die heitere Gesellschaft, welche sich bald wieder mit uns vereinigte, vermochten meine Gemüthsbewegung zu verscheuchen. Wir gingen an der Sanct Georgs-Kapelle, deren Thür ich immer fest im Auge

behalten hatte, vorüber, ich trat mit einigen anderen Herren ein, von einem Hunde war keine Spur, obwohl ich den kleinen, fast leeren Raum genau untersuchte. An diesem Tage war ein größeres Fest auf Talbietlaschloß und zum Theil gelang es mir auch, meine Fröhlichkeit wieder zu finden, doch schreckte mich von Zeit zu Zeit die Erinnerung an den Hund gewaltsam auf. Der Morgen grauete bereits, als das Fest zu Ende ging, ein alter Diener des Hauses, Janusz, ein Pole von Geburt, leuchtete mir, obgleich das fast schon unnöthig war. Das erste graue Licht fiel in das Gemach und ließ das Gesicht des alten Mannes, den ich wohl kannte, weil ich ihn in Prag oft bei seinem jungen Herrn gesehen, in jenem zweifelhaften Lichte fast gespenstisch erscheinen. „Du mußt todtmüde sein, alter Janusz!“ sprach ich freundlich zu ihm. „Das thut nichts, Herr,“ erwiederte der Diener, „ich werde aushalten, so lange man meiner bedarf!“ Der trübe Ton, in welchem der Alte das sagte, fiel mir auf, denn er war mir als ein munterer, redseliger alter Knabe bekannt. „Schäme Dich, alter Janusz!“ sagte ich, „wer wird an einem Festtage so reden!“ Der Diener wiegte das greise

Haupt, sah mich durchdringend an und sprach leise: „Nicht immer sind die sicher, welche frohe Feste feiern!“ Es war das eine von den zahlreichen sprüchwörtlichen Redensarten, wie sie im Lande gebräuchlich, ich hatte sie oft gehört und nicht eben viel dabei gedacht, in diesem Augenblick aber schien sie mir eine ganz besondere Bedeutung zu haben, ich fragte ihn, was er eigentlich meine, da trat er dicht heran an mich und sprach ängstlich gepreßt: „Ihr werdet lachen, Herr, lachen, aber Ihr werdet nicht lange lachen, denn ich sage Euch, mein gnädiger Herr, der Graf George Franz wird, so jung und schön er ist, nur kurze Zeit noch unter den Lebenden wandeln! Ich lachte nicht, der Hund, den ich am Morgen zuvor gesehen, der stand vor meiner Seele, Todesahnung überkam mich, dazu das blasse Morgenlicht, die Stille ringsumher und das geheimnißvolle Flüstern des alten Polen. „Janusz,“ sprach ich, unwillkürlich in den Flüsterton des Dieners verfallend. „Janusz, Du mußt deutlicher reden; sag' mir, warum glaubst Du Deinen Herrn in Gefahr. Er ist gesund und fröhlich, ich sah ihn nie glücklicher als in dieser Nacht!“ Der Diener zögerte

einen Augenblick mit seiner Antwort, dann entgegnete er: „Es war gerade so mit dem Herrn Vater, er war voll Lust und Kraft und doch lag er einen Monat darauf im Sarge und die Frau Gräfin konnte ihn mit all' ihren Thränen nicht wieder in's Leben zurückrufen, wohl ihr, daß sie nicht mehr lebt, daß sie ihren Lieblingssohn nicht zu Sanct Georgen-Kapelle hinunter tragen sehen muß!" Indem der treue Knecht also sprach, liefen ihm heiße Thränen über die Wange, er weinte wie ein Kind. Eine ziemliche Weile drang ich vergeblich in ihn, mir zu sagen, wie er zu diesem Glauben komme, ich fragte, ob ihm der Gesundheitszustand seines Herrn irgendwie bedenklich erscheine, endlich unterbrach er mich hastig und sprach ganz leise: „Nein, nein, das ist's nicht, aber ich habe gesehen, was ich nicht wieder zu sehen hoffte; oh, Herr, ich habe den schwarzen Hund gesehen! Der selige Herr lachte mich aus, als ich ihn zum ersten Male sah, kurz zuvor ehe Graf Mauritz vor Mantua erschossen wurde, des Herrn Grafen Oheim, er lachte und spottete meiner, drei Wochen darnach kam die Todespost aus Wälschland." Ich hatte eine bestimmte Ahnung gehabt, daß der Janusz

den schwarzen Hund gesehen, so wie ich ihn gesehen, ich war darauf vorbereitet und doch durchzuckte mich ein jäher Schreck, als ich meine Ahnung bestätigt fand. Ich weiß nicht mehr, was der alte noch sagte, ich wendete mich ab und warf mich auf mein Lager, aber Ruhe fand ich nicht, kaum Sammlung zum Gebet. Am hellen Tage erst fühlte ich mich gefaßter, ich konnte lächeln, wenn ich meinen geliebten Freund so heiter und glücklich sah und dabei doch der düsteren Prophezeihungen gedachte. Tage noch vergingen in Lust und Jubel und als ich Abschied nahm, da hatte ich wirklich die finstern Schatten jenes Tages beinahe vergessen. In Prag wollte mich der Graf nach einigen Wochen wieder aufsuchen, ich habe ihn aber nicht wiedergesehen, wohl aber trat vier Wochen später der oberste Hausdiener des gräflichen Hauses in tiefster Trauer in meine Zelle und lud mich im Namen der Familie ein, der feierlichen Beisetzung meines geliebten Freundes in Talbietla beizuwohnen. Graf George Franz war in aller Kraft und Fülle der Gesundheit zwei Tage zuvor gestorben, ein Schlag hatte ihn getroffen, er war augenblicklich todt gewesen. Eine Stunde nachdem ich die Todesnachricht erhalten,

war ich auf dem Wege zum Begräbniß dessen, den ich vor einer Stunde zuvor noch gesund und in voller Kraft des Lebens geglaubt hatte. Ich ging zu Fuß und reichlich flossen meine Thränen, ich ging zu Fuß, weil ich meines Schmerzes nicht Herr zu werden vermochte vor Andern, ich schrie damals keinen Schmerz noch aus, wie die Heiden thun, denn obwohl, ich wußte, wo der Christ seine Tröstung sucht, war ich zu wirr, um an den rechten Ort zu gehen; an den Kapellen und Kirchen und am Beichtstuhl stürmte ich vorüber, draußen im Walde habe ich geweint und geschrien, dann wurde ich matt bis in den Tod. Ich lag unter einem Baume und schlief die ganze Nacht hindurch, da erschien mir im Schlafe der heilige Probus und wies mich liebreich an, mir meinen Trost in der Kirche zu suchen Neu gestärkt bin ich erwacht am Morgen, folgte der Weisung des Heiligen und habe meinen Trost in der Kirche gesucht, deren demüthiger Priester ich geworden. Weit war ich die Irre gegangen während der Nacht, es vergingen Stunden, bevor ich einen Priester fand, dem ich beichten konnte. Ruhig und getröstet machte ich mich wieder auf den Weg nach Talbietla; ich kam zu spät, um noch dem

feierlichen Leichenbegängniß meines unvergeßlichen Freundes mich anschließen zu können. Ich stand an derselben Stelle, an welcher Graf George Franz mir damals von seinen Bauplänen erzählte. Die Erinnerung dieses Augenblickes überwältigte mich fast, ich sah des Freundes edle Gestalt wieder vor mir, ich vernahm seine Stimme. In demselben Augenblick sah ich den Leichenzug das Schloß verlassen, er kam den steilen Burgweg herab und ging dem Städtchen zu, mechanisch verfolgte ich ihn auf allen Krümmungen des Weges, plötzlich wendete er sich links, verschwand hinter einem Gehölz und erschien dann wieder auf dem fast unbetretenen Pfade zur Sanct Georgen-Kapelle; es war das der Weg, auf welchem nach uralten Herkommen die Leichen der Mitglieder der gräflichen Familie geführt wurden. Das hatte ich bis dahin nicht gewußt, wohl aber erkannte ich ganz deutlich den Weg, den der schwarze Hund an jenem Tage gelaufen war. Ich erreichte die Sanct Georgen-Kapelle in dem Augenblick, als der Sarg meines Freundes vor dem Altar niedergesetzt wurde. Als ich nach der kurzen Feierlichkeit hinaustrat auf den kleinen Begräbnißplatz neben der Kapelle, sah ich einen ganz neuen Leichen-

stein, dessen Inschrift lautete: „Dem Andenken des treuen Janusz, der sechzig und vier Jahre redlich gedient hat.“ So war des Getreuen Prophezeihung erfüllt, zugleich aber auch sein Gebet erhört, er hatte seinen Herrn nicht im Sarge gesehen.“

Der Magister hielt hier einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Also lautet, so ziemlich wenigstens, Wort für Wort die Niederschrift meines seligen Lehrers und Freundes, Probus Lattermann, gegen dessen heilige Wahrhaftigkeit nie ein Zweifel erhoben werden darf; ein Mann, vor dessen durchdringend klarem Blick jede Täuschung schwand, dessen geistige Klarheit unübertroffen war. Er hat nie daran gezweifelt, daß der Hund eine wirkliche Erscheinung, auch wir zweifeln nicht daran, weil Er es gesagt, gewiß aber wird es den Herrschaften, wie mir selbst, von Werth sein, über dieses Vorkommniß die Ansichten des Herrn Grafen von Firmian zu vernehmen.“

Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Domherrn, der nicht ohne Verlegenheit entgegnete: „Unser Gespräch, das sich so harmlos mit den Hunden beschäftigte, hat eine Wendung genommen, die sich sehr ernst anläßt. Sie treiben mich gewaltig in die Enge,

mein lieber Bodinus, aber doch hauptsächlich nur durch die Autorität des ehrenhaften Pater Probus Nun will ich durchaus nichts, weder gegen die Wahrhaftigkeit, noch gegen die geistige Freiheit des verehrten Mannes sagen, dennoch aber möchte ich behaupten, daß selbst der geistig freieste Mann Stunden haben kann, in denen er Hallucinationen unterliegt; ich bin der Meinung, daß der Hund, den der Pater sah oder den er zu sehen glaubte, eine pure Hallucination gewesen!"

Der Domherr blickte unzufrieden, denn er fühlte selbst, daß seine Waffe schwach war.

„Und der Hund, den der alte Janusz gesehen?" fragte der Magister rasch.

„Sie sind ein gewaltiger Gespenster-Vertheidiger, lieber Bodinus," wehrte sich der Domherr, „aber mit dem Hund des Bedienten habe ich leichtere Arbeit; jener Diener hatte die Sage von dem Hunde, der den Tod eines Mitgliedes der gräflichen Familie verkündet, wahrscheinlich sehr oft gehört, er glaubte daran und in seiner liebenden Anhänglichkeit an das Haus wurde vor seinem Geiste aus der schwarzen Sorge um die Herrschaft ein schwarzer Hund!"

Der Fürst wiegte unbefriedigt das greise Haupt.

„Wie nennen Sie das, mein Herr Graf," fragte Bodinus, „daß Janusz und der ehrwürdige Vater zu selber Zeit den Hund sahen, daß Pater Probus, der den Leichenweg nicht kannte, ihn auf diesem Wege gerade sah?"

„Zufall, mein Freund, Zufall!" erwiderte der Domherr.

„Wenn ich Ihnen aber nun sage," fuhr der Magister fort, „daß der Janusz nichts von dem Tod verkündenden Hunde wußte, ebenso wenig wie der Pater, bevor er denselben sah, daß es von diesem Hunde hier überhaupt keine Sage giebt, auch keine geben konnte, weil die Erscheinung des Hundes immer nur Einzelnen sichtbar geworden, die nicht von derselben sprachen, das was sie gesehen als Geheimniß bewahrten und nur schriftlich Kunde von dem Ereigniß hinterließen?"

Der Domherr antwortete nicht, sondern fragte dagegen: „und ist diese angebliche Erscheinung in neuerer Zeit nicht wieder gesehen worden?"

„Sie ist gesehen worden," entgegnete Bodinus sehr ernst, „zwei Mal noch und auch über diese Ereignisse

sind authentische Niederschriften da, aber immer sind es nur Einzelne, welche die Erscheinung gehabt haben; es ist nichts davon verlautet und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, nachzuforschen, so werden Sie finden, daß es unter den Talbietla-Leuten durchaus keine Sage davon giebt, von der Erscheinung des schwarzen Hundes weiß Keiner etwas!"

„Das ist wirklich sehr gut," erwiederte Graf Firmian spöttisch, aber doch mit einem Anfluge von Aerger, „denn es ist hier, wie in allen alten Feudalschlössern, ein ganz außerordentlich fruchtbarer Boden für Gespenstergeschichten; ist mir noch mein sonst ziemlich fester Diener in wenigen Tagen hier zum Gespensterfürchtigen geworden, freilich auf seine Weise, denn er betrachtet die Dinge von seinem Standpunkte aus und glaubt, zu dem Haushalt eines echten Grandseigneurs gehörten nothwendiger Weise auch einige wohlconditionirte Gespenster, der Roture würde der gewiegte Herrendiener durchaus nicht den Gebrauch von Gespenstern gestatten. Der Narr fürchtet sich vor einem blinden Gespenst, das tastend gewisse Räume dieses Schlosses durchschreiten soll!"

Bei den letzten Worten des Domherrn hatte sich

Fräulein Claralies rasch erhoben von ihrem Sitze zu den Füßen der Prinzessin, mit zwei langen Schritten stand sie vor dem Domherrn, bleich war ihr Antlitz und mit bebenden Lippen fragte sie: „Eine blinde Frau? sagten Sie nicht eine blinde Frau, welche mit den Händen tastend ihren Weg sucht? Oh! ich habe ein Gespenst gesehen, ein Gespenst!“

Schaudernd wendete sich das junge Mädchen ab, kehrte wieder auf seinen Platz zurück, setzte sich nieder, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte so reichliche Thränen, daß die hellen Tropfen zwischen den Fingern hervorquollen.

Die Prinzessin schaute wehmütig nieder auf das weinende Fräulein, aber sie sagte kein Wort, sie war nicht gleichgültig, aber wie fast alle Menschen, welche innerlich viel leben, erschien sie nach Außen starr.

„Was hat das arme Kind?“ fragte der greise Fürst, der wohl die Worte des Fräuleins nicht ganz verstanden hatte.

„Fräulein von Hrzan-Harras glaubt den Geist des unglücklichen Wesens gesehen zu haben, an das der Herr Graf Firmian erinnerte!“ erklärte Bodinus.

Graf Firmian hatte offenbar die Ruhe und Selbst-

beherrschung etwas verloren, welche er bisher behauptet; seine Ueberzeugungen, die Ueberzeugungen eines gebildeten und aufgeklärten Mannes, der an keine Gespenster glaubt und stolz darauf ist, denn im vorigen Jahrhundert war man stolz auf allerlei seltsame Dinge, unter andern auch auf die Freiheit vom Gespensterglauben, fand er sich im höchsten Grade verletzt, in einem Kreise von Menschen, welche sich durchaus nicht auf dieser Höhe der Aufklärung zu befinden schienen und selbst Gespenster gesehen zu haben behaupteten. Einerseits blickte er halb unwillig, halb mitleidig nieder auf diese Beschränktheit, andererseits aber wandelte ihn selbst eine Art von Grauen, wenigstens eine Art von Schauer an. Glücklicher Weise und zur Rettung seines schwankenden Selbstgefühls erinnerte er sich, daß er vor einigen Jahren einen Besuch in einem Irrenhause abgelegt und daß ihm, nachdem er sich eine Weile unter den Narren bewegt, ganz seltsam zu Sinne geworden sei, so daß er einen Augenblick gefürchtet habe, selbst toll zu werden, — froh der Gesellschaft der Narren entronnen zu sein, hatte er alsbald seine gesunden Sinne wieder gefühlt. Wie dort die Narrheit,

so wandelte ihn hier der Gespensterglaube an; das meinte er, wenn er auch aus Höflichkeit nichts sagte.

Unterdessen hatte die Prinzessin einige beruhigende Worte zu dem Fräulein gesprochen, welches nun, nach überwundener erster Aufregung seine Thränen trocknete und mit schüchternen Worten und ängstlichem Wesen erzählte, daß sie in der Nacht zuvor, bis ziemlich spät bei der Prinzessin gewesen und dann ganz allein, mit einer Kerze in der Hand, die kleine Seitentreppe hinaufgestiegen sei, um ihr Gemach zu erreichen, welches unmittelbar über dem Schlafgemach der Frau Prinzessin auf dem großen Tabulat belegen; da habe sie, als nur wenige Stufen noch sie emporzusteigen gehabt, auf dem Tabulat eine Frau gesehen, oder die Gestalt einer Frau, welche wie Blinde thun, an der gegenüberliegenden Wand hintastend, an ihr vorüber gegangen oder vorüber geschwebt sei. Von einem seltsamen Gefühl ergriffen sei sie still gestanden, eigentlich aber habe sie sich nur erschreckt gefühlt, an dieser Stelle und zu dieser Stunde Jemandem zu begegnen, denn an ein Gespenst habe sie nicht gedacht, sich auch sofort ein Herz gefaßt, weiter gegangen und sich gesagt, daß es eins der Mädchen sein werde, welches ohne

Licht sich tastend an der Wand hingeschlichen habe, um in der Finsterniß des Weges nicht zu verfehlen. Auf dem Tabulat aber habe sie nichts mehr gesehen; trotz ihrer Selbstberuhigung sei sie doch nun von eisigen Schauern ergriffen worden, die sich erst, nachdem sie ihr Nachtgebet gehalten, verloren hätten.

Also die Mittheilung des Fräuleins von Hrzan-Harras!

Es entstand jetzt ein Stillschweigen, welches erst durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen wurde, welcher anfragte, ob er die Kerzen hereinbringen sollte, denn es war schon ziemlich dunkel geworden in dem Gemach, die Dämmerung des Herbsttages war rasch hereingebrochen.

Als die Lichter aufgestellt worden waren, erhub sich die Prinzessin, um sich in ihre Gemächer zu begeben, der Domherr aber benutzte das, näherte sich rasch dem Fräulein und flüsterte ihr zu: „Wenn Sie den Grafen Pendrecht wirklich lieben, mein Fräulein, so sorgen Sie dafür, daß er niemals ein Wort von diesem Vorfall erfährt!“

Er trat einen Schritt zurück von ihr.

Das junge Mädchen stand einen Augenblick be-

stürzt, dann trat eine tiefe Röthe auf ihr Antlitz, doch im nächsten Augenblick schon spielte ein intelligentes Lächeln um ihre Lippen, sie hatte den Domherrn verstanden, warf ihm einen rührenden Dankblick zu und legte zum Zeichen des Einverständnisses einen Finger auf den Mund. Darauf verließ sie, der Prinzessin folgend, das Gemach.

Auch der Domherr und Bodinus verabschiedeten sich von dem Fürsten, sie stiegen neben einander gehend, die Treppe hinunter.

„Lieber Bodinus," sprach der Domherr ernst, „wenn Ihnen wirklich daran liegt, daß der Graf Pendrecht das Fräulein zur Gemahlin nimmt, dann vermeiden Sie fortan jedes Gespräch von Gespenstern und ähnlichen Dingen; erfährt der junge Herr, daß Fräulein Claralies nicht nur an Gespenster glaubt, sondern sogar Gespenster sieht, dann heirathet er sie nimmermehr!"

„Sie haben recht, schweigen wir!" entgegnete Bodinus, aber er wendete sein Gesicht ab, damit der Domherr das spöttische Lächeln nicht bemerke, denn der Magister begriff recht gut, daß Graf Firmian diesen allerdings triftigen Grund benutzen wollte, um

überhaupt nicht weiter von diesem Gegenstand sprechen zu müssen.

Da die Herren die barsche, befehlshaberische Stimme des Grafen Pendrecht im Hofe vernahmen, so traten sie, trotz des heulenden Sturmes unter das Portal und sahen den jungen Herrn bemüht, ein schäumendes, bäumendes Roß zu bändigen, welches sich vor dem grellen Schein der Laterne scheute. Graf Pendrecht ermüdete nicht und ließ nicht nach, als bis das Roß zitternd seinem Willen gehorchte.

V.

Wie die Verschwörung von Talbietla ausging.

„Tout à vous, beau Sire!
Vaillant chevalier!“

Fünftes Capitel.

Wie die Verschwörung von Talbietla ausging.

Ohne jede Besprechung oder Verabredung hatte sich auf Talbietlaschloß zu Gunsten des Fräuleins Claralies eine wirkliche Verschwörung gegen den Grafen Pendrecht gebildet; der greise Fürst wünschte die Ehe seines Großneffen mit diesem Fräulein, weil schon seine selige Fürstin diesen Wunsch gehegt und die Frau Prinzeß Claralies zu ihrem Liebling gemacht hatte, sonst wäre ihm eine Andere ziemlich ebenso recht gewesen, obwohl sich das Fräulein von Hrzan-Harras in letzter Zeit durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten auch zu seiner Lieblingin aufzuschwingen gewußt. Wie sehr der Domherr und Magister Bodinus diese Ver-

bindung anstrebten, ist unsern Lesern bereits bekannt; aber sogar die Dienerschaft des Hauses nahm, wenn auch mit dem gehörigen Respekt, wie sich von selbst versteht, an dieser allgemeinen Verschwörung Theil, namentlich brannten die Veteranen der Dienerschaft, Fridusch und Peila, Kranz und Strauß, vor Begierde, den jungen Herrn mit der freundlichen Claralies vermählt zu sehen. Es war kein Beamter, kein Diener des fürstlichen Hauses Salvoral, der nicht dem Fräulein von Hrzan-Harras zugethan und ergeben gewesen wäre. Der Zweck dieser Zuneigung lag nicht, weder in der Schönheit noch in der Feinheit des Fräuleins, denn sie war, wie wir wissen, weder schön noch fein, auch die ihr eigene gleichmüthige und gleichmäßige Freundlichkeit würde ihr schwerlich die Herzen erobert haben, sie war aber hilflos in's fürstliche Haus gekommen, hatte sich stets anspruchslos in demselben bewegt und so kam es, daß alle Angehörigen der Salvorals sie gewissermaßen als eine Schutz- und Hilfsbedürftige betrachteten und sich gleichsam verpflichtet glaubten, sie so gut als möglich zu verheirathen.

Die beste Partie aber, die nach Ansicht der Salvoral'schen Fräulein Claralies machen konnte, war eine

Vermählung mit dem Erben des Hauses, mit dem Grafen Pendrecht.

Diese allgemeine Neigung für Fräulein Claralies war dem lieben Mädchen übrigens durchaus nicht besonders nützlich gewesen, bis der Domherr Graf Firmian in's Haus kam; erst von da an nahm die Sache eine Wendung, welche entschieden zum Ziele führen mußte. Alle gehorchten, anfänglich wohl unbewußt, dann aber immer bewußter, allen Anordnungen des klugen Weltmannes und rieben sich entzückt die Hände, wenn sie die Erfolge bemerkten.

Und freilich waren die Erfolge bald sichtbar, denn Fräulein Claralies konnte seit mehreren Tagen schon, weder den Oekonomiehof, noch wie in einzelnen hellen Stunden geschah, den Burggarten besuchen, ohne daß nicht Graf Pendrecht augenblicklich hinter ihr gewesen wäre. Das hatte er sonst niemals gethan. Seine Kameraden hatte er, so nahe die Garnison war, nicht wieder besucht seit jenem Tage, an welchem Fräulein Claralies die Meinung geäußert, daß er des schlechten Wetters wegen zu Hause bleibe. Dieses unbedeutende Wort war ein Hauptschlag gewesen, mit diesem Wort hatte das junge Mädchen, ohne es zu ahnen, die

Gleichgiltigkeit völlig zertrümmert, welche ihr der Graf bis dahin gezeigt. Von jenem Tage an aber war das Fräulein auch mit der eigenthümlichen Sicherheit aufgetreten, welche das Bewußtsein, einen klugen Bundesgenossen zu haben, verleiht. Alle Lehren, welche der Domherr in halben Worten, in leichten Andeutungen hinwarf, verstand sie auf der Stelle und benützte sie mit dem Eifer und der Energie eines liebenden Herzens, das, unschuldig, in jeder Beziehung, sich für berechtigt hält, nach Befriedigung seiner Sehnsucht, nach dem Besitz des Geliebten, zu streben. Fräulein Claralies hatte die Freude, den Geliebten mehr und mehr an sich zu fesseln, das leichte, gleichgültige kurze Wesen des Mädchens reizte den verwöhnten jungen Mann auf's Aeußerste, er fand da plötzlich Widerstand und Gegnerschaft, wo er bisher eine ihn langweilende, freundlich demüthige Unterwerfung und Zustimmung gefunden; er wollte nun um jeden Preis eine Herrschaft wieder erringen, welche er verloren zu haben glaubte. Wenn er gewußt hätte, welche Ueberwindung es der weichen Mädchenseele kostete, diese Rolle zu spielen, er würde sich wenig Mühe gegeben haben! Allerdings war in den ersten Tagen bei dem Grafen

eigentlich gar keine Liebe im Spiel, kaum ein sinnliches Begehren, sondern nur der heiße Trieb, den Widerstand zu besiegen, der sich zeigte. Zu diesem Trieb aber gesellte sich, wie der Domherr, der mit großer Sicherheit den Charakter des Grafen beurtheilt hatte, vorausgesehen, bald das Begehren und endlich auch Liebe und Leidenschaft. Fräulein Claralies war, wie wir schon öfter gesagt, keine Schönheit, aber sie hatte einzelne Schönheiten und Leibesreize genug, um einen jungen Mann zu fesseln, der sich ein Mal mit ihr beschäftigte und, wenn sie auch kein glänzender Geist war, so hatte sie dafür jugendliche Frische, die ihr bei dem Grafen von Pendrecht jedenfalls nützlicher war, als es der leuchtendste Witz gewesen wäre. Dazu kam, daß das gute Mädchen während dieser Tage wirklich hübscher und gewandter wurde, freilich blieb der kleinen vollen Figur immer etwas linkisches, aber das ließ ihr gar nicht übel und paßte zu der kurzen abweisenden Art, in welcher sie nun mit dem Grafen verkehrte, ganz vortrefflich.

Diese kurze Art war es vorzugsweise, welche den jungen Mann zur hellen Verzweiflung brachte, denn dieser tapfere Graf Pendrecht war eine durchaus ernst-

hafte Natur, die sich auf Scherz und Laune garnicht verstand, alles so schwer und ernsthaft nahm, als nur denkbar und in Folge dessen sich fortwährend durch das jetzige Benehmen der Claralies gereizt fühlte. Sehr bald mußte ihm ein solches Verhältniß unerträglich werden und oft genug war er gereizt zu einem „coup de tête“ d. h. er hatte Lust, diese Fesseln, welche ihn mächtig drückten, abzustreifen und das Talbietla-Schloß zu verlassen. Möglich, daß er das vermocht hätte, wenn er nicht geahnt oder gefühlt hätte, daß hinter dem abweisenden Wesen des Fräuleins doch eine tiefe Neigung zu ihm verborgen sei, die er nur zu wecken brauche, um zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Es gab Augenblicke, in denen Claralies nicht vermochte, ihre angenommene Rolle ganz durchzuführen, in denen sie zwar spottende Worte zu dem Grafen sprach, ihn aber doch dabei aus ihren feuchtwerdenden Augen so liebe- und seelenvoll ansah, daß dem das Herz dabei aufging.

So war es mehrere Tage gegangen; der Fürst, der seinen Podagra-Anfall überwunden, rüstete sich zur Rückkehr nach Prag, der Domherr fand, daß alles in Ordnung sei, daß er also einen Schritt weiter thun

müsse, um den Grafen zu einer Erklärung zu bringen. Er wollte Wort halten, Graf Pendrecht und Fräulein Claralies sollten Talbietla-Schloß nur als Verlobte verlassen. Magister Bodinus, welcher stets von Allem unterrichtet worden war, und sich der bisher errungenen Erfolge gefreut hatte, rieth von einem entscheidenden Schritte ab und meinte, es müsse sich Alles von selbst machen, da es bereits auf so gutem Wege sei. Der Domherr aber erkannte, daß Fräulein Claralies so verliebt in ihren Grafen war, daß sie unter keinen Umständen ihre Rolle noch lange fortzuführen im Stande war; dem aber mußte er vorbeugen, denn ein aus der Rolle-Fallen des Fräuleins konnte das Gelingen des ganzen Planes ernstlich gefährden.

„Sie werden noch heute Braut sein!" flüsterte er dem Fräulein an dem letzten Tage zu, den man in Talbietla zubringen wollte.

Mächtig erröthend wendete sich die glückselige Claralies von dem klugen Verbündeten ab.

Man hatte sich eben vom Frühstückstisch erhoben, als Graf Firmian der jungen Dame diese Mittheilung machte, gleich darauf nahm derselbe den Arm des Grafen Pendrecht und sprach freundlich: „Geben Sie

mir Ihren Arm, lieber Graf, lassen Sie uns einige Gänge im kleinen Garten machen!"

„Viel Ehre," erwiederte der junge Mann, der entschieden lieber bei den Damen geblieben wäre, „regnet etwas, wird Ihnen doch nicht schaden?"

„Pah! Sie sind abgehärtet für mich mit!" versetzte der Domherr und zog den verliebten Ritter mit sich fort, der noch einen fast schmachtenden Blick auf Claralies warf, den diese, alle ihre Kraft zusammennehmend, unbeachtet ließ, obwohl ihr das Herz dabei so laut schlug, daß sie den Fürsten ganz erschrocken ansah, ob der es nicht gehört habe, der aber hatte nichts gehört, sondern streichelte ihr freundlich die blühende Wange.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen!" sagte der Domherr, als sie über den Hof gingen, dann schwieg er und der Graf Pendrecht schwieg auch in Erwartung dieser Mittheilung; so kamen sie in den sogenannten kleinen Garten, das heißt auf eine mit Sandstein-Vasen, einigen nasenlosen und händelosen Sandsteinstatuen besetzte Terrasse hinter dem Podiebradhaus, welche eine vor dem Winde geschützte Promenade bot. Der Domherr schritt diese Terrasse ab,

machte einige sehr mäßige Bemerkungen über Götter-statuen, die so jämmerlich aussahen, daß er sie schon aus Barmherzigkeit mit seinem Witz hätte verschonen sollen, und hielt den Arm des Grafen eisern fest, der sich ihm ein paar Mal entziehen zu wollen schien.

„Wollen eine Mittheilung machen, sehr begierig!“ sagte endlich Pendrecht mit unverhehlter Ungeduld.

„Hm!“ meinte der Domherr, „es ist am Ende doch besser, daß ich schweig, zwar könnte der Herr Graf unmöglich an meiner guten Absicht zweifeln, indessen ist es doch ein höchst delikater Punkt.“

„Bitte zu sprechen, von des Herrn Grafen besten Intentionen persuadirt!“ unterbrach Pendrecht hastig.

„Herr Graf,“ begann nun der Domherr plötzlich sehr ernst, als ob er eben erst zum Entschluß gekommen, „nächste Woche reise ich in's Reich auf etwa zwei Monate, meine Bekanntschaft in den guten Familien ist weit verbreitet, wenn mir der Herr Graf seine Wünsche anvertrauen will, ich verspreche discreteste Ausführung!“

Der Domherr blieb stehen trotz des ziemlich dichtfallenden Regens, er war darauf eingerichtet, trug seinen schlechtesten Hut und starke Gamaschen.

„Verstehe nicht, weiß nicht!" stammelte Pendrecht durch diese Mittheilung völlig verblüfft.

„Soll ich offner sprechen?" fragte der Domherr leise und neigte sich etwas vorwärts.

„Bitte dringend darum!" entgegnete der junge Mann fast gereizt.

„Sie werden mich nicht indiscret schelten?"

Heller Zorn flammte auf der Stirne Pendrechts, nur die Achtung vor dem Domherrn hielt einen Ausbruch zurück, er begnügte sich, heftig mit dem Fuße zu stampfen.

„Herr Graf," begann der Domherr, der seinen Zweck erreicht sah, sehr ruhig, indem er einige Schritte weiter ging, „Sie wissen, daß ich ein Feind aller Zögerungen bin, man kann aber doch in solchen Dingen nicht vorsichtig genug sein."

„Hölle und Verdammniß!" fluchte der junge Mann zwischen den Zähnen und nickte hastig mit dem Kopfe.

„Nun denn," fuhr der Domherr ruhig fort, „ich will's wagen; Herr Graf, Sie werden sich überzeugt haben, daß Sie sich nicht länger weigern dürfen, sich zu vermählen; daß Sie Ihrem fürstlichen Oheim die Sicherung des Geschlechtes zur Beruhigung mit in's

Grab geben müssen, da Sie nun sich noch nicht entschieden haben, so —"

„Hatte gar nicht die Absicht, kein Freund der Weiber!" stammelte endlich der Graf, glühend roth und offenbar nur sprechend, um diese ihm höchst fatale Mittheilung zu unterbrechen.

„Sie hatten nicht die Absicht," fuhr der Domherr im Tone ruhigster Ueberlegenheit fort, „ich dachte mir das, ich begreife das, jetzt aber haben Sie die Absicht, sich zu vermählen; Sie opfern ganz wie der große Friedrich von Preußen, ihre Abneigung der Pflicht; oder glauben Sie, daß der große Friedrich die Prinzeß Elisabeth Christine von Braunschweig aus Liebe geheirathet hat?"

Diese Frage setzte den jungen Mann vollständig in Verwirrung, er antwortete nicht und erst als ihn der Domherr mit der Miene eines Antwort Erwartenden in's Gesicht sah, stammelte er:

„Ganz Ihrer Meinung, begreife aber nicht —"

„Was das mit meiner Reise zu thun hat?" fuhr Firmian sanft lächelnd fort, „nun, ich erbiete mich, dem Herrn Grafen eine passende Braut aus einer Familie des hohen Reichsadels zu suchen, und bitte

Sie nur, mir einigige Andeutungen über die Eigenschaften zu geben, die Ihnen bei Ihrer zukünftigen Gemahlin wünschenswerth sind. Sie können meiner Discretion völlig sicher sein!"

„Zweifle nicht" entgegnete der Graf in einer bedauernswürdigen Verlegenheit, „aber muß doch danken!"

Der Domherr blieb wieder stehen und verneigte sich, erst nach einer langen Weile fragte er: „Der Herr Graf haben also schon gewählt?" und setzte hinzu: „diese Frage kann Ihnen nicht indiscret erscheinen, denn da Sie entschlossen sind, die Wünsche Ihrer Famile zu erfüllen, da Sie wie andere bedeutende Männer ihre Abneigung gegen die Frauen opfern, sich vermählen und zwar bald vermählen wollen, so darf ein alter Freund Ihres Hauses wohl nach Ihrer Wahl Gegenstand fragen!"

„Ich habe gewählt!" antwortete Graf Pendrecht, mühsam seine Haltung wieder gewinnend.

„Würde Ihnen kein Geheimniß daraus machen, aber in letzter Zeit irre geworden an den Intentionen der Erwählten!"

„Pah!" rief der Domherr heiter, „Sie müssen sich täuschen, die Hand des Grafen von Pendrecht

schlägt keine Dame aus, sie müßte denn eine andere Passion haben!"

„Wäre möglich!" murrte der junge Mann, sich dem verliebten Verdruß ohne Rückhalt hingebend.

„Das wird sich aber leicht in Erfahrung bringen lassen!" meinte der Domherr.

„Wollen Sie's unternehmen?" fragte der Graf aufblickend, „aus Freundschaft für mich, würden mich sehr obligiren!"

„Mit Vergnügen!" rief der Domherr.

„Zähle auf Ihre Attention!" sagte der Graf, höchlich erfreut, „abgemacht, verlasse mich ganz auf Sie!"

Der Domherr lachte laut.

„Wie?" fragte Pendrecht scharf.

„Mein theurer Graf," erwiederte der Domherr, immer noch lachend, ich bin sehr stolz auf die Mission, welche Sie mir ertheilt haben, indessen sehe ich mich doch genöthigt zu bekennen, daß ich dieselbe nicht übernehmen kann, wenn Sie mir die Dame nicht nennen, welche Sie zu ihrer Gemahlin zu nehmen sich entschlossen haben!"

„Ah so!“ rief Pendrecht, selbst lachend, „hatte vergessen.“

Er nannte den Namen noch nicht.

„Nun?“ drängte der Domherr, sich sehr neugierig stellend.

„Fräulein von Hrzan-Harras!“ sagte endlich der junge Mann ganz leise.

„Er ist wirklich, in vollem Ernst verliebt!“ dachte der Domherr, laut aber wiederholte er, den Zweifel in Ton und Blick: „Fräulein von Hrzan-Harras?“

„Ihnen etwa nicht recht?“ fragte der Graf scharf.

„Bitte um Entschuldigung,“ erklärte der Domherr ruhig, „aber ich gestehe, daß ich an Fräulein Hrzan-Harras nicht gedacht habe, indessen das erleichtert meine Mission bedeutend, denn bei der liebenswürdigen Offenheit dieser Dame werde ich in einer Stunde ganz genau wissen, ob das Fräulein geneigt ist, Ihre Hand anzunehmen oder nicht. Ich bin überzeugt, daß Fräulein von Hrzan-Harras die Ehre gebührend zu schätzen wissen wird, kein Zweifel!“

„Denken, weil arm?“ fragte Pendrecht heftig, „könnten sich täuschen, sehr merkwürdige junge Dame,

mir sonst gewogen, jetzt anders, vielleicht geheime Passion, nicht so offenherzig, wie Sie meinen!"

„Er hat schon eine recht hübsche große Meinung von der kleinen Claralies," dachte der Domherr und schien eine Weile zu überlegen, endlich sagte er: „Hören Sie, lieber Graf, ich übernehme die Mission, ich trete sie auf der Stelle an und ich verspreche Ihnen, daß Sie heute noch vor der Tafel vollkommene Gewißheit über die Intentionen des Fräuleins von Hrzan-Harras haben sollen!"

Der Domherr hatte seine Rolle ganz vortrefflich gespielt, Graf Pendrecht war ihm unendlich dankbar, daß er es übernommen, ihm Gewißheit zu verschaffen und wurde sich gar nicht bewußt, daß er eine Stunde zuvor noch gar nicht daran gedacht hatte, Fräulein Claralies zu heirathen, ja daß er vor einer Stunde eigentlich noch entschlossen war, gar nicht zu heirathen.

Graf Firmian dagegen war entschlossen, den jungen Herrn gar nicht zum Nachdenken kommen zu lassen, denn er unterhielt ihn, bis er ihn dem Magister übergeben konnte, der nicht durch Zufall ihnen bei der Rückkehr aus dem kleinen Garten am Portale begegnete. Als der Domherr sich entfernte, unterließ er

nicht, ihm ein Zeichen des Einverständnisses zu machen, aus welchem Graf Pendrecht abnahm, daß Graf Firmian sich zu Fräulein Claralies begeben werde; das aber setzte ihn so in Verwirrung, daß er den Magister sprechen ließ und wohl zehn Minuten lang gar keine Antwort gab.

„Sie sind zerstreut, Herr Graf!“ bemerkte der Magister.

„Finden Sie?“ fragte Pendrecht mit erzwungenem Lächeln dagegen.

Er trat an's Fenster und trommelte auf den Scheiben.

Es kamen gerade einige Pferde über den Hof, sie kamen dem Magister zu Hülfe; er öffnete das Fenster, rief hinunter und redete mit den Leuten; der junge Graf nahm wohl einigen Antheil daran, sprach auch einige Worte, aber der passionirte Pferdeliebhaber war mit seinen Gedanken jetzt nicht bei den Rossen, das bemerkte Bodinus wohl und fand, daß seine Aufgabe, den jungen Mann nicht zum Nachdenken kommen zu lassen, keine ganz leichte sei.

Während Magister Bodinus sich bemühete, den jungen Herrn zu beschäftigen, der um seiner selbst und

Anderer Willen in der Illusion erhalten werden sollte, daß er durchaus selbstständig und unbeeinflußt von Andern handle, begab sich der Domherr zu dem Fräulein von Hrzan-Harras, welches er nicht in den Gemächern der Frau Prinzessin, sondern in ihrem Zimmer allein fand.

Als Fräulein Claralies den Domherrn eintreten sah, erhub sie sich rasch, sie mußte eine große Erwartung an diesen Besuch knüpfen nach der nicht mißzuverstehenden Andeutung, welche ihr der Domherr nach dem Dejeuner gegeben. Die ganze Bewegung der liebenden Seele sprach sich in den Zügen, in der Haltung des jungen Mädchens aus; ihre Augen waren schmachtend und glühend zugleich und um den Mund lag's bald wie süßes Verlangen, bald wie scheue Zurückhaltung, die Lippen bebten leise und eine verrätherische Gluth brannte auf den Wangen. Fräulein Claralies war in diesem Augenblick sinnlich so schön, als ein liebend Weib überhaupt sein kann.

Das war auch die Ansicht des Domherrn und er hütete sich wohl, den reizenden Eindruck, den diese Erscheinung auf ihn machte, früher als es unumgänglich nöthig war, zu zerstören. Er faßte die Hand des

Fräuleins, welche in der seinen bebte, nöthigte sie, sich nieder zu setzen, nahm neben ihr Platz und streichelte mit einem etwas faunischen Lächeln den vollen, runden Arm, den ihm Claralies achtlos überließ, während ihre Augen an seinen Lippen hingen. Der Domherr vermochte endlich der stummen, aber flehenden Bitte dieser Blicke nicht länger Widerstand zu leisten, so gern er's gethan, denn das Fräulein dünkte ihm gar zu schön in dieser peinlichen Erwartung, doch brach er den Bann nur nach und nach und beobachtete scharf, aber fast mehr noch mit dem Auge eines Künstlers und Dichters, als mit dem eines Lüsternen, die Veränderungen, welche seine Worte hervorbrachten.

„Mein gnädiges Fräulein," begann der Domherr, „ich komme mit einem Auftrage zu Ihnen!"

Claralies antwortete nicht, aber es flog ein erwartungsvoll angenehmes Lächeln über ihr Antlitz, denn, nach dem was ihr der Domherr vorher schon gesagt, mußte sie wissen, daß derselbe nur von dem Grafen Pendrecht einen Auftrag haben konnte.

„Ich habe den Auftrag, die Gesinnungen, die Gefühle zu erforschen, welche Sie für den Grafen von

Pendrecht hegen," fuhr Graf Firmian lächelnd fort, „derselbe befindet sich darüber in großer Unsicherheit!"

Claralies sah den Domherrn mit einem Blick voll sanften Vorwurfs an, der Blick wollte sagen: „Und wenn sich mein geliebter Pendrecht in Unsicherheit darüber befindet, wer ist denn daran schuld, als Du und Deine Rathschläge?"

Graf Firmian, der den Blick wohl verstand, lachte ein wenig und Claralies schlug verschämt die Augen nieder, denn sie verstand ihrerseits gar wohl dieses kleine Lachen und wußte recht gut, daß ohne Firmians Rathschläge, Graf Pendrecht sich noch heute nicht um sie kümmern würde. Dennoch schien's ihr in diesem Augenblick, als habe sie unrecht gegen den Geliebten gethan; die Liebe macht zuweilen auch sehr gewissenhaft.

„Nun, mein Fräulein, ich erforsche Ihre Gesinnungen und Gefühle für den Herrn Grafen Pendrecht!" scherzte der Domherr.

„Sie haben das wohl nicht nöthig?" bemerkte das Fräulein leise und drückte dem mächtigen Bundesgenossen sanft die Hand, sie fühlte sich gedrungen, ihm ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben.

„Meinen Sie?“ setzte der Graf seinen Scherz fort. Claralies wendete sich lächelnd ab.

„Wenn ich dem Herrn Grafen von Pendrecht,“ sprach Firmian und mußte sich mit Gewalt zusammen nehmen, um nicht dem Eindruck zu erliegen, den Claralies auf ihn machte, „wenn ich dem Herrn Grafen von Pendrecht das Resultat meiner Forschungen mittheile, mein liebenswürdiges Fräulein, dann wird derselbe wahrscheinlich unverweilt vor Ihnen erscheinen und um Ihre hübsche runde Hand bitten, denn er hat mir erklärt, daß er sich aus Familienrücksichten entschlossen habe, ganz wie König Friedrich II. von Preußen seine Abneigung gegen die Frauen zu besiegen und eine Gemahlin zu nehmen, zu dieser Gemahlin aber habe er das Fräulein Clara Elisabeth von Hrzan-Harras erwählt.“

Claralies entzog ihre Hand dem Domherrn, sie richtete sich auf und blickte mächtig stolz; so demüthig das liebe Fräulein auch war, es schmerzte sie doch, daß der Graf nur aus Familienrücksichten um sie werbe.

„Wenn man so lange den heftigen Weiberfeind gespielt hat,“ warf Graf Firmian tröstend hin, „dann

gesteht man sich selbst nicht gerne und Andern noch weniger gern ein, daß man sich geändert hat und die Frau, welche diese Veränderung bewirkte, die wird sehr klug thun, solche Schwäche zu schonen. Je mehr sie diese Schwäche schont, je tiefer sie überzeugt scheint, daß nicht Liebe, sondern nur Familienrücksicht die Verbindung herbeigeführt, in desto höherem Grade wird sie die Liebe des Mannes wirklich gewinnen. Je sorgfältiger sie vermeidet, den ehemaligen Weiberhasser als einen Bekehrten, als Liebhaber, namentlich in Gegenwart Anderer, erscheinen zu lassen, desto fester wird sie sich seiner Liebe versichern. Je kälter und förmlicher das gegenseitige Verhältniß in Gegenwart Anderer ist, desto besser; freilich muß eine kluge Dame nicht vergessen, daß der angebliche Liebhaber denn doch in Wirklichkeit ein glühender Verehrer, ein wirklicher Bewunderer ist und ihn durch doppelte Zärtlichkeit entschädigen, wenn sie ohne Zeugen mit ihm ist."

Das Fräulein hatte mehrmals lebhaft zustimmend zur Rede des Domherrn genickt, sie kannte jetzt schon die Art, in welcher derselbe seine Lehren zu geben pflegte, bei den letzten Worten aber schüttelte sie verschämt lächelnd das Köpfchen, als wolle sie sagen:

„Dazu brauche ich Deine Lehren nicht, Du kluger Mann!“

„Ich denke auf diesem Stuhl wird in einigen Augenblicken der Herr Graf Pendrecht neben Ihnen sitzen, mein liebes Fräulein!“ sprach der Domherr aufstehend.

Auch Claralies erhub sich, der Graf nahm ihre Hand, hob sie zu seinen Lippen und küßte sie feuriger, als eigentlich nöthig war, dann verneigte er sich und ging der Thüre zu.

Das Fräulein stand und sah ihm nach mit ganz eigenthümlichen Blicken, als er aber die Schwelle erreicht hatte, da flog sie auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals, drückte einen herzlichen Kuß auf seine Lippen und sprach hastig: „Dank, Dank, tausendfachen Dank!“

Claralies fühlte, was sie dem Domherrn und seinen feinen Rathschlägen schuldig war, sie betrachtete ihn als den Schöpfer ihres Glücks und wußte in ihrer naiven Weise den Dank nicht anders zu bestätigen als durch einen Kuß.

Des dankbaren Mädchens feuriger Kuß aber hatte einen so gewaltigen Eindruck auf den Domherrn ge=

macht, daß er draußen vor der Thür einen Augenblick stehen blieb, um sich zu sammeln und leise zu sich selbst sagte: „Wahrlich! wenn ich nicht der Graf Firmian wäre, so möchte ich jetzt der Graf Pendrecht sein, denn wenn sie so küßt aus purer Dankbarkeit schon, wie wird sie ihn küssen, den sie liebt! Glücklicher Bursche!"

Langsam und sichtlich mit sehr angenehmen Bildern beschäftigt stieg Graf Firmian die Treppe nieder und trat in das Gemach, in welchem er den Grafen Pendrecht verlassen.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen!" rief ihm der heuchlerische Magister entgegen, „der Herr Graf muß sehr krank sein, denn seine Lieblingsgerichte verschmäht er, er interessirt sich nicht mehr für Pferde, versuchen Sie, Herr Domherr und werther Freund, ihn zu heilen, ich muß in die Kanzlei!"

Damit ging dieser schlaue Bodinus, um die Befriedigung zu verbergen, welche ihm aus den Augen strahlte.

„Sie begreifen, daß man bei einem so wichtigen Vorfalle keine Lust hat, sich mit andern Dingen zu beschäftigen, übrigens versteht dieser treffliche Herr

Bodinus gar nichts von Pferden!" Also redete Graf Pendrecht den Domherrn an, er sprach nicht so kurz wie gewöhnlich, er wollte Worte machen, lediglich Worte machen, um Zeit zu gewinnen, denn der Verliebte hatte wirklich die größeste Angst, einen ungünstigen Bescheid von dem Domherrn zu vernehmen. Dieser bemerkte das wohl und hätte beinahe laut gelacht, doch gewann er endlich Ruhe genug, um auf die Hauptsache zu kommen.

„Ich habe mich Ihres Auftrags bei Fräulein von Hrzan-Harras entledigt!" sagte er mit hohem Ernst.

„Nun?" fuhr der junge Mann hastig heraus.

„Mein Herr Graf," flüsterte der Domherr, „ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, um nicht indiscret zu erscheinen, jedenfalls waren Ihre Ansichten über veränderte Intentionen des Fräuleins völlig unbegründet!"

„Reden, bitte, möchte wissen, was sie gesagt, dünkt mir wichtig!" drängte der Graf, während seine Augen strahlten und seine Lippen bebten, sein ganzes Wesen die Leidenschaft verrieth.

„Bitte, excusiren Sie mich," bat der Domherr,

„das bin ich nicht im Stande, das geht über meine Kräfte!“

„Ah, sprechen Sie, etwas wenigstens!“ beharrte Graf Pendrecht immer lebhafter werdend.

„Ich will der Sache ein Ende machen,“ rief der Domherr, anscheinend nur dem Drängen weichend, „mein lieber Herr Graf, die junge Dame, welche Sie zu Ihrer Gemahlin erwählt haben, ist entzückt über diesen Entschluß; Sie werden geliebt, Herr Graf, mit dem ganzen Feuer einer unschuldigen Seele!“

„Superbe, gefällt mir sehr!“ warf der Graf hin, indem er vergebens sein Entzücken zu beherrschen und etwas zu verbergen strebte.

„Das glaub' ich, das Ihnen daß gefällt,“ meinte Firmian neckend, „würde mir auch gefallen in Ihrer Stelle, gehen Sie, Graf, das Fräulein erwartet Sie, muß Sie erwarten, nachdem was ich ihr in Ihrem Auftrage gesagt, eilen Sie, man wird Sie mit offenen Armen aufnehmen!“

Der junge Graf eilte aber nicht, eine Wolke zog über sein Antlitz, das Mißtrauen wurde plötzlich in ihm rege und fast feindlich schaute er den Domherrn an; kam ihm plötzlich das Gefühl, daß er geleitet

werde, oder war's etwas anderes? Glücklicher Weise war der Domherr aufmerksam.

„Noch Eins, Herr Graf," sagte Firmian, indem er den Arm des Grafen so fest faßte, als habe er Mühe den Eilenden zurück zu halten, „Sie begreifen, daß ich dem Fräulein gegenüber discret sein mußte! Ich konnte der Dame nicht sagen, daß Sie lediglich aus Rücksicht auf Ihre hohe Familie sich zur Heirath entschlossen haben, das Fräulein glaubt, alle Frauen sind der Ansicht, daß der, welcher sie zum Altar führen will, sie auch liebt und darum bitte ich Sie inständigst, Herr Graf, nehmen Sie einige Rücksicht darauf!"

Das war ein Meisterzug Firmians, durch welchen er alle auftauchenden Bedenklichkeiten des jungen Mannes auf ein Mal zerstreute.

„Verstehe schon," entgegnete dieser, „ werden zufrieden sein mit mir, verlassen Sie sich darauf!"

Er eilte wirklich hinaus, denn er schämte sich, der wunderliche Patron, daß seine Liebe nicht erheuchelt, sondern echt.

Der Domherr stand allein, er lauschte einen Augenblick, er vernahm die harten Tritte des Grafen auf der Treppe, dann sagte er, indem er sich die Hände

rieb: „Ich denke, daß ich ein gutes Werk gethan habe!“

„Das haben Sie,“ rief der Magister eilig eintretend, „Victoria! ich habe ihn in ihr Zimmer treten sehen, Victoria!“

Die beiden Herren umarmten sich.

Sie hatten Ursache, sich zu umarmen, denn was von ihrer Seite geschehen konnte, zwei Menschen zusammen zu bringen, die sich liebten, zwei Menschen, an deren Vereinigung so Vielen gelegen war, das war geschehen, von nun an war es die Sache der jungen Leute allein.

Folgen wir dem Grafen Pendrecht in das Zimmer des Fräuleins von Hrzan-Harras.

Fräulein Claralies hatte sich, nachdem sie der Domherr verlassen, in keiner geringeren Aufregung befunden, als der Graf; sie hatte den Rosenkranz genommen und zu beten versucht, sie hatte sich vorgeuommen zu der Frau Prinzessin zu flüchten aus Furcht vor dem Geliebten, dessen Kommen sie doch kaum erwarten konnte. Sie wußte endlich nicht mehr, was sie that und als der Graf eintrat, stand sie mitten in dem hellen, kleinen Zimmer.

Der Graf öffnete rasch die Thür und schloß sie hastig hinter sich, dann blieb er stehen und schlug seine Arme über die Brust zusammen; er war nicht im Stande zu sprechen, die Liebe hatte das ganze Wesen des jungen Mannes umgestaltet, doch machte er fortwährend vergebliche Versuche, seine frühere Art festzuhalten.

Claralies war bei dem raschen Eintritt des Grafen bleich geworden, auch sie kreuzte die Arme auf die Brust, vielleicht unwillkürlich, um dem Wallen des Busens Einhalt zu thun, oder doch um diese verrätherische Bewegung zu verbergen. Sie gewann's aber rascher über sich und begriff augenblicklich, daß der Graf sich in einer peinlichen Situation befinde und ihr dankbar sein werde, wenn sie ihn aus derselben erlöse. Sie näherte sich dem Geliebten mit kleinen langsamen Schrittchen, reichte ihm die Hand und sagte mit niedergeschlagenen Augen und halber Stimme: „Willkommen!"

Der Graf faßte nach dieser Hand, wie der Ertrinkende nach einem rettenden Tau faßt, Claralies führte ihn zu einem Sessel, er ließ sich nieder und sie blieb vor ihm stehen, blickte ihm freundlich in's

Gesicht und sah so allerliebst verlegen aus dabei, daß jeder Andere entzückt gewesen wäre, nur Graf Penbrecht war es nicht, weil er selbst viel zu sehr damit beschäftigt war, sich selbst wieder zu finden. Das gelang ihm denn nach einigen Versuchen so ganz leidlich. Er faßte die Hand seiner Geliebten, hielt sie lange in der seinen, blickte ihr so starr in die Augen, daß sie die Blicke niederschlagen mußte, dann sagte er, unwillkürlich den rauhen Ton seiner Stimme mildernd: „Meine liebe Claralies, Graf Firmian ist bei Ihnen gewesen, er hat mit Ihnen gesprochen?“

„Graf Firmian ist bei mir gewesen, er hat mit mir gesprochen!“ flüsterte das liebe Mädchen, als lege sie ein schweres Geständniß ab.

„Graf Firmian hat mir gesagt,“ fuhr der junge Mann gefaßter fort, „daß Sie nicht abgeneigt wären, meine Hand anzunehmen, meine Gemahlin zu werden, ist das wahr?“

Claralies nickte, eine ihrer Locken machte sich dabei frei und fiel anmuthig über die Stirn herab.

Der Graf schwieg, er wußte jetzt nicht weiter, er konnte nicht mehr mit Graf Firmians Worten reden und Claralies wußte auch nicht, was sie sagen sollte.

Das dauerte eine ziemliche Weile, aber peinlich war's dem Grafen nicht mehr zu Muth, denn er fühlte seinen Händedruck sanft erwiedert und von dem Augenblick an dachte er gar nicht mehr daran, daß er sich nur verheirathe, um dem Wunsche seiner Familie zu genügen. Er fühlte jetzt sehr gut, daß er auch eigene Wünsche habe und diese Wünsche gaben dem blöden, knabenhaften Menschen endlich die Sprache wieder.

„Liebe Claralies!" flüsterte er.

„Lieber Graf!" entgegnete sie.

„Können Sie mich nicht Franz Adolf nennen, liebe Claralies? ich sage doch Claralies!" das klang fast wie eine demüthige Bitte aus diesem trotzigen Munde.

„Lieber Franz Adolf!" sagte Claralies gehorsam.

Sein Name in diesem Munde mußte eine magische Wirkung auf den jungen Mann üben, er ließ die Hand der Geliebten frei, legte den Arm um ihren Leib und zog sie an sich, daß sie auf seinem Knie saß und ihr Köpfchen an seine Brust schmiegte.

Der trotzige Graf Pendrecht, dem Carl XII. ein Vorbild gewesen, zitterte; er hielt zum ersten Male ein Weib in seinen Armen, er fühlte, daß er früher

Göttern Hohn gesprochen, deren Macht er nicht kannte, Götter, die jetzt Rache an ihm nahmen, eine Rache freilich, welche ihm süß genug dünkte.

Leise, ängstlich, beinahe zaghaft küßte er die einzelne Locke, welche über die Stirn seiner Geliebten niederhing, und fuhr scheu zurück, wie ein ertappter Dieb, als Claralies ihre Augen plötzlich zu ihm aufschlug; da er in diesen Augen aber nichts als Zärtlichkeit sah, so faßte er sich auf's Neue ein Herz und küßte die Locke zum zweiten Male, der Kuß war schon zuversichtlicher und gab ihm zugleich solchen Muth, daß er, fast noch eher als er sich der Absicht bewußt war, sich niederbeugte und die Augen der Geliebten leise küßte.

Claralies lag ganz stille, selig duldend, an seiner Brust, auf ihrem Gesichtchen aber zeigte sich ein so glückseliger Ausdruck, daß der Graf hätte blind sein müssen, um nicht zu erkennen, daß er von ganzem Herzen und ganzer Seele geliebt werde; dieses Bewußtsein nun faßte ihn gewaltig, er hob das Mädchen ein wenig empor in seinem starken Arm, drückte und preßte es fast gewaltsam an sich und überströmte ihren

Mund mit einer Fluth von Küssen, welche er bald leidenschaftlich erwiedert fühlte.

Tiefe, tiefe Stille herrschte in dem kleinen Gemach, die Liebenden hatten lange schon aufgehört zu küssen, aber sie saßen innig verschlungen, Wange an Wange gelehnt und sprachen kein Wort. Sie sprachen nicht, sie blickten sich nicht an, aber sie verstanden sich doch, denn sie fühlten sich in gleiche Seligkeit versenkt.

Da schreckte die eherne Stimme der Mittagsglocke die Liebenden auf.

„Oh," rief der Graf beinahe zürnend, „diese Glocke, ich hätte noch lange so mit Dir sitzen mögen, meine geliebte Claralies!"

„Ich auch, mein geliebter Franz Adolf!" bekannte Claralies offenherzig und erhob sich.

„Du stehst auf, Claralies?" rief der Graf im Tone zärtlichen Vorwurfs.

Augenblicklich lag das liebende Mädchen wieder an seiner Brust und flüsterte: „Toilette machen zur Tafel!"

„Oh," rief Graf Pendrecht übermüthig, „Du brauchst keine Toilette zu machen, Du bist schön genug, ich finde Dich schön, so wie Du bist, für Andere be-

darfst Du keines Schmucks, Du bist die Braut des Grafen von Pendrecht, hörst Du, Claralies, meine Braut, meine eigene Braut!"

Der Graf hatte plötzlich die Gabe der Rede wieder gewonnen, überdem sogar die Gabe der schmeichelnden Flüsterrede, er hatte so viel zu sagen, zu fragen, zu klagen, er war wie er niemals zuvor gewesen. Unter Küssen und Geflüster der Liebenden erklang die Mittagsglocke zum zweiten Male, jetzt erschrak das Paar nicht wie vorher, sondern übermüthig rief der Graf: „die alberne Glocke! was geht uns die Glocke an?"

Claralies war ganz der Ansicht ihres Franz Adolf, was ging sie die Glocke an?

Nur wer Hunger hat kümmert sich um die Mittagsglocke, Graf Franz Adolf und Claralies hatten aber keinen Hunger.

Während das glückliche junge Paar also der Mittagsglocke spottete, deren Stimme doch seit Jahrhunderten auf Talbietlaschloß respektirt worden war, hatten sich pünktlich wie immer der Fürst, von seinem Kammerdiener gefolgt, beim dritten Läuten im Speisesaal eingefunden, wo er zu seiner namenlosen Ueberraschung,

denn er hielt in seinem Hause auf Ordnung und Pünktlichkeit der alte Herr! nur den Domherrn Grafen Firmian und den immer getreuen Magister Bodinus fand. Bevor er jedoch eine Frage an diese Herren richten konnte, trat die Frau Prinzessin hastig und ein wenig echauffirt ein und klagte dem Oheim, sich entschuldigend, daß sie, wie gewöhnlich auf Claralies gewartet habe, Claralies sei aber nicht gekommen.

Der Fürst schüttelte den Kopf, Firmian und Bodinus bewahrten unerschütterlichen Ernst.

„Ist der Herr Graf von Pendrecht nicht im Schloß anwesend, Fridusch?“ fragte der Fürst, sich nach dem Veteranen umdrehend.

„Euer Durchlaucht verzeihen,“ antwortete der alte treue Mensch vortretend, „der Herr Graf von Pendrecht müssen im Schloß anwesend sein, denn Hochdieselben lassen so eben mich zu sich in's Tabulat befehlen!“

„Geh' hinauf,“ befahl der Fürst etwas unmuthig, „setze den Herrn Grafen davon in Kenntniß, daß wir hier auf ihn warten! Was meinen Sie, liebe Franzele,“ wendete er sich dann an die Frau Prinzessin,

„der Graf ist sonst so pünktlich, was kann das zu bedeuten haben?"

„Ich begreife nicht, wo die Claralies sein kann!" entgegnete die Prinzeß.

Der Fürst zürnte dem Grafen etwas, die Prinzeß ihrem Liebling noch etwas mehr.

Unterdessen hatte das junge Paar oben beim dritten Läuten der Glocke doch gefühlt, daß es sich zieme, den Fürsten und die Prinzessin nicht warten zu lassen und der Graf, dem nun mit Schrecken einfiel, wie peinlich ein Bekenntniß seiner Liebe vor der Gesellschaft ihm fallen werde, hatte einen Einfall, den er in seiner wunderlichen Weise und glückseligen Stimmung für einen ganz vortrefflichen hielt. Er rief rasch nach einem Bedienten und ließ den alten Fridusch, des Hauses ältesten und vornehmsten Diener, zu sich bescheiden.

Langsam und keuchend erstieg der Alte die Treppe, aber zu seiner besondern Freude kam ihm der Graf auf der Hälfte der Treppe schon entgegen und zu seiner namenlosen, aber freudigen Ueberraschung kam er nicht allein, sondern führte Fräulein Claralies am Arm. Fridusch entledigte sich des fürstlichen Auftrags, der junge Graf aber antwortete zuversichtlich:

„Laß das gut sein, mein lieber Alter, wenn mein durchlauchtiger Großoheim auch etwas verdrießlich ist, ich bringe ihm hier etwas, was ihm die gute Laune sofort wieder geben wird, Dich aber habe ich rufen lassen, weil Du der Erste unter den Leuten des Hauses bist, Dir kommt die Ehre zu!“

Fridusch traute seinen Ohren nicht, war denn das der Graf Pendrecht, der sonst immer nur in kurzen, rauhen, oft nur in halben Worten sprach?

„Also höre, mein Alter,“ fuhr Graf Pendrecht überaus gnädig fort, „Du gehest vor uns her und wenn Du die Thüren öffnest, so rufst Du in den Saal: „Graf Pendrecht und seine verlobte Braut!“ hast Du verstanden? Dafür hast Du die Ehre von dieser Brautschaft zu allererst zu erfahren und uns zuerst Deinen Glückwunsch darbringen zu dürfen!“

Der Glückwunsch wurde sehr wortreich dargebracht, und siehe da! der sonst so hastige, ungeduldige Graf hörte mit einer wahren Engelsgeduld die Segenswünsche des alten Dieners an.

Stattlich schritt Fridusch voraus; auf der Treppe kam ihm der Gedanke, ob es nicht passend sein dürfte, das Brautpaar um einen kleinen Aufschub zu bitten,

damit er erst seine Gallamontur anziehen und neben-
bei der Peila das Geheimniß mittheilen könne, bevor
er aber zu einem Entschluß darüber kommen konnte,
stand er vor der Thür des Speisesaals und nun ver-
mochte er's nicht, sich länger zu halten, er öffnete
beide Flügel zugleich, trat stattlich dem Paar voraus
und meldete mit lauter Stimme: „Seine hochgräfliche
Gnaden, der Herr Graf Franz Adolf von Pendrecht-
Salvoral und Hochdessen verlobte Fräulein Braut!"

Fridusch verneigte sich tief und trat bei Seite.

Einen Augenblick stand das Brautpaar mitten im
Saal und der Domherr, sowie der Magister bemerkten
recht gut, daß sich der Graf Pendrecht die möglichste
Mühe gab, ihnen ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen,
während Glück und Zufriedenheit doch überall durch-
brachen; es war sehr gut für sie, daß Claralies, von
ihrem Herzen getrieben, in die ausgebreiteten Arme
der Frau Prinzeß, ihrer Wohlthäterin, eilte und den
Bräutigam mit sich zog.

Der alte Fürst faltete die Hände; er dankte Gott,
daß ihm auch noch dieser letzte und liebste Wunsch
erfüllt wurde auf Erden, dann wendete er sich an die
beiden Herren und sprach auf die Gruppe der Drei,

die sich innig und fest umschlungen hielten, deutend: „Davon haben Sie gewußt, mein theurer Bodinus, ich ahne, daß das zum Theil Ihr Werk ist, und Sie, lieber Graf Firmian, haben ganz sicher treulich mitgeholfen, Gott lohne Ihnen dafür, ich vermag's nicht, die Freude ist zu groß für den letzten Salvoral, nun wird der Name meiner Väter doch nicht verklingen in diesem alten Lande zu Böheim!"

Beiden Männern schüttelte der Fürst die Hände, während Thränen in seinen Augen standen.

„Durchlaucht," bemerkte Bodinus, der beim Anblick des jungen Liebesglücks, selbst seiner Rührung kaum Meister zu werden vermochte, „Durchlaucht, gewußt habe ich um die Sache, aber diese Liebe und dieses Glück da, das ist Gottes Werk, der sich dazu nicht meiner, sondern des Herrn Grafen als des geschicktesten Werkzeuges bedient hat!"

Bodinus sagte noch allerlei zum Lobe des Domherrn, der aber flüsterte ihm spöttisch zu: „Hören Sie doch auf, mein Pylades, Sie verschwenden der Rede göttliche Gabe umsonst an diesen Helden, den das Glück taub gemacht hat für sterblicher Menschen Worte!"

Wirklich hörte der greise Herr durchaus gar nicht auf das, was ihm sein Premier-Minister zuflüsterte, er sah ungeduldig auf die Umarmung der Drei und als ihm das zu lange wurde, da schritt er langsam und bedächtig auf den schweren Füßen des Alters und der Krankheit, der Gruppe zu, blieb dicht vor ihr stehen, legte seine zitternden alten Hände segnend den Häuptern der Braut und des Bräutigams auf und sprach leise, ganz leise zur Frau Prinzessin: „O Franzele, Franzele, wenn Deine liebe Mutter das noch erlebt hätte?"

Graf Pendrecht umarmte jetzt auch seinen Großoheim.

„Enkel meines lieben Bruders," rief der alte Herr feurig, „letzter Mann vom uralten Nordlandsstamme der Salvorallen und der Podiebrad, ich danke Dir, daß Du mir diese Freude noch gemacht bei meinem Leben, laß unser altes Haus nicht zerfallen und unseren Saamen nicht ausgehen in böhmischer Erde! habe Dank, tausend Dank!"

„Keine Ursach' zu danken, bitte, sehr gern geschehen, mein Oheim!" entgegnete Graf Pendrecht, der

schon einen Versuch zum Scherz machte, während er seine Braut in die Arme des Oheims führte.

„Willkommen in meinen Armen," sprach der Fürst zu dem Fräulein, „willkommen in meinen Armen als Kind von Salvoral, wahrlich, meine geliebte Tochter, eine liebere konnte uns Pendrecht nicht bringen als Sie!"

Er küßte die Braut, dann aber sich halb von ihr abwendend, sie aber dabei fest in den Armen haltend, rief er: „Mein lieber Bodinus, mein sempergetreuer alter Freund, sorgen Sie doch sofort für Ausfertigung einer Donations-Urkunde; ich vergäbe die von mir in Mähren angekaufte Herrschaft Walluf mit allen Pertinenzien, ganz so wie sie mir zusteht, als eine Schenkung unter Lebenden, an Fräulein Clara Elisabeth, Freifräulein von Hrzan-Harras, meines Großneffen geliebte Braut!"

„Nun bist Du auch reicher als ich!" flüsterte Pendrecht seiner Geliebten zu, „Reichsherrschaft vornehm, sehr vornehm, aber wenig Geld!"

Der junge Herr spottete gern über die kleine Reichsherrschaft, von welcher er den Titel trug.

„Der Erbe der Fürstin Salvoral wird zu den reichsten Herren im Böhmerland gehören," entgegnete

der Greis stolz und heiter, „nicht wahr, lieber Bodinus, mein Schatzkanzler und Finanzminister?"

„Eure Durchlaucht können sich überzeugt halten," entgegnete der, „daß nur wenige Familien sich uns auch in diesem Punkte gleich zu stellen vermögen!"

„Aber mein Diner?" rief der Fürst plötzlich überrascht und setzte dann lachend hinzu: „Sie sind eine Zauberin, liebe Claralies, denn ich habe wohl seit langer Zeit nicht mehr mein Diner so lange versäumt und schließlich noch darüber gelacht!"

Man nahm endlich Platz an der Tafel, zuvor aber mußte das Couvert des Grafen neben das seiner Braut gelegt werden. Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft, selbst die sonst beinahe einsilbige Frau Prinzessin sprach viel: wenig nur ließ sich das Brautpaar allein vernehmen.

Meisterhaft war die Haltung des Domherrn, auf den Fräulein Claralies anfänglich mit einer Art von Scheu geblickt hatte; Graf Firmian aber schien die Ereignisse des Morgens völlig vergessen zu haben, in seiner ungewöhnlich belebten Unterhaltung erinnerte auch nicht ein leises Wort daran, kein flüchtiger Blick deutete auf ein Einverständniß hin, so daß Claralies

rasch die volle Unbefangenheit gewann und bald auf dem besten Wege war, ganz zu vergessen, welche bedeutende Rolle der kluge Weltmann in dieser ganzen Angelegenheit gespielt.

„Bist Du für einen langen Brautstand, Pendrecht, mein lieber Sohn?" fragte der Fürst, als das Dessert aufgetragen und die Diener abgetreten waren.

„Nein, mein Ohm, gar nicht!" antwortete der rasch mit einem zärtlichen Blick auf seine Braut.

Der Magister sah die Frau Prinzeß bedeutend an, diese verstand ihn aber nicht, sie überhörte es immer noch, daß der Fürst seinen Großneffen schon zum dritten Male: „mein Sohn" und „Du" nannte!

„Und was meint Fräulein Claralies?" fragte der Fürst weiter.

Diese antwortete nicht, sondern blickte auf ihren Geliebten.

„Je kürzer der Brautstand, desto glücklicher die Braut!" meinte der Magister lächelnd.

„Zwischen Verlobung und Hochzeit hat der Teufel sein Spiel!" rief der Domherr.

„Sehr schöne böhmische Sprichwörter! erklärte der Fürst, „Pendrecht, mein Sohn, liebe Franzele, nächsten

Sonntag ist meines lieben Bruders, Eures Großvaters und Vaters Hochzeitstag, laßt die Hochzeit Pendrechts mit der trefflichen Claralies nächsten Sonntag sein, verzeiht die Eile dem alten Manne, der nicht viel Zeit mehr übrig hat!“

„Sehr angenehm, mein Oheim,“ rief der Graf freudig bewegt, „nächsten Sonntag, sehr passender Tag, obwohl heute erst Mittwoch ist!“

Man sah's ihm an, daß er wenigstens eben so viel Eile hatte, Hochzeit zu machen, als sein alter Ohm.

So ging die Verschwörung von Talbietla aus.

Ende des ersten Bandes der dritten Abtheilung.

Neuester Verlagsbericht von **Otto Janke** in Berlin:

Ausgaben in größerem Format mit großem Druck:

Amely Bölte, **Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander.** In 2 Abth. 8. Eleg. geh.
I. Abth. Frau von Krüdener und Kaiser Alexander. 3 Bde. Geh. Preis 4 Thlr.
II. Abth. Frau von Krüdener als Heilige. 3 Bde. Geh. Preis 4 Thlr.

— — **Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe,** oder: **Turin und Florenz.** 2 Bde. Geh. Preis 3 Thlr.

Burg Plümeran. Eine neue mecklenburgische Ritter- und Dorfgeschichte. 2 Bde. Geh. 8. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

George Hesekiel, **Bis nach Hohen-Zieritz.** 3 Bde. Eleg. geh. Preis 4 Thlr.

— — **Krummensee.** Historischer Roman aus der Zeit der Befreiungskriege. In 2 Abtheilungen. 3te Auflage.
I. Abth. Ueber den Rhein nach Paris. 3 Bde. 8. Geh. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.
II. Abth. Heimkehr und Wiederkunft. 3 Bde. 8. Geh. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

— — **Aus drei Kaiserzeiten.** Historischer Roman in 3 Abth.
I. Abth. Bei Kaiser Carl's Leben. 2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.
II. Abth. Unter Maria Theresia. 2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.
III. Abth. In Kaiser Joseph's Tagen. 2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.

Fanny Lewald, **Meine Lebensgeschichte.**
I. Abth. Im Vaterhause. 2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.
II. Abth. Leidensjahre. 2 Bde. 8. Geh. Preis 3 Thlr.

Hermann von Maltitz, **Luther und Lucas Cranach.** Historisches Zeitbild. Fortsetzung des historischen Romans: Lucas Cranach. 4 Bde. Geh. Preis 5 Thlr.

Wilhelm Rintel, **Carl Friedrich Zelter.** Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuskripten bearbeitet. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Adolf Schirmer, **Das Handelshaus Wilford,** oder: **Die Falschen und die Echten.** Roman aus dem modernen Leben. 4 Bde. Eleg. geh. 4 Thlr.

Eduard Wedekind, **Gebrüder Schickler.** Roman aus dem modernen Leben. Mit 11 Abbild. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Ausgaben in kleinerem Format zu wohlfeileren Preisen:

Wilibald Alexis, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Neue Volks-Ausgabe. 5 Bde. Geh. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Eduard Breier, General Roßwurm. Histor. Roman. 3 Bde. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

George Hesekiel, Graf d'Anethan d'Entraguês. Historischer Roman. 3te Auflage. 4 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

— — **Der Patricier und sein Haus.** Eine Nürnbergische Geschichte. 3 Bde. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

— — **Ein nachgeborener Prinz.** Historischer Roman. 2te Ausgabe. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

— — **Die Stadtjunker.** Eine Ulmische Geschichte. 3te Auflage. 2 Bde. Preis 1 Thlr.

— — **Die Zunftgenossen.** Eine Augsburgische Geschichte. 3te Auflage. 2 Bde. Preis 1 Thlr.

M. Ant. Niendorf, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Gedicht. Eleg. geh. Preis 20 Sgr.

Heribert Rau, Mozart. Ein Künstlerleben. 2te Volks-Ausgabe. Klassiker-Format. 3 Bde. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Gustav Reisewitz, Bosporus und Attika. Schilderungen. Geh. Preis 15 Sgr.

Adolph Zeising, Die Reise nach dem Lorberkranze. Komischer Roman. 2 Bde. Geh. Preis 1 Thlr.

Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. 3te Auflage. Mit lithogr. farbigem Umschlag von A. Haun. Preis 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

Louise Mühlbach, Erzherzog Johann und seine Zeit. Historischer Roman.

III. Abth. Erzherzog Johann und der Herzog von Reichstadt. 3 Bde. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

— — **Hofgeschichten.** 2te billige Volks-Ausgabe. 3 Bde. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Theodor Mundt, Czar Paul. Historischer Roman.

II. Abth. Der Czar und sein Volk. 3 Bde. 8. Geh. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Otto Müller, Aus Petrarca's alten Tagen. Historischer Roman. 2 Bde. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Joseph Victor Scheffel, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10ten Jahrhundert. 2te Auflage. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.